SCHLESIENS VORZEIT IN BILD UND SCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES SCHLESISCHEN ALTERTUMSVEREINS

NEUE FOLGE VI. BAND:

JAHRBUCH DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

VI. BAND

SONDERABDRUCK:
ARCHÄOLOGISCHE ABHANDLUNGEN

BRESLAU

1911

SCHLESIENS VORZEIT IN BILD UND SCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES SCHLESISCHEN ALTERTUMSVEREINS

NEUE FOLGE VI. BAND:

JAHRBUCH DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

VI. BAND

SONDERABDRUCK:
ARCHÄOLOGISCHE ABHANDLUNGEN

BRESLAU

1911

ÜBERSICHT DES INHALTS

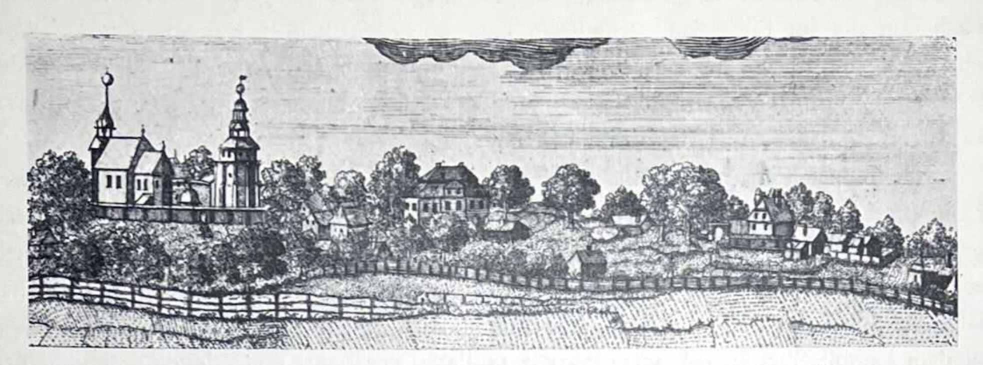


Abb. 1. Ansicht des Töppelberges nach dem Titelkupfer der Maslographia

MASLOGRAPHIA 1711—1911

Eine Meile nordöstlich von Trebnitz, in der Luftlinie etwa 22 km nördlich von Breslau, liegt auf einer sandigen Bodenerhebung, eingebettet zwischen zwei heute fast verschwundenen Hügeln, ein freundliches Dörfchen, dessen 1592 erbaute Kirche mit ihrem stattlichen Turme die Gegend weithin beherrscht. Das ist Massel, die Wiege der schlesischen Urgeschichtsforschung. Ein Schmied, der Kohlen brennen wollte, soll einst am Westende des Dorfes die ersten Urnen gefunden haben[1]). Die Entdeckung sprach sich herum und erregte die Neugier der Trebnitzer Bürger. Es wurde Mode, in den Pfingstfeiertagen nach dem „Töppelberge" zu ziehen und die Bauern für ein paar Pfennige nach Totentöpfen und ihren metallenen Beigaben graben zu lassen. So erzählt uns ein Brief vom 31. Januar 1544, den der Breslauer Georg Uber — bekannt als Besteller des ältesten Stadtplans von Breslau — an Andreas Aurifaber gerichtet hat[2]). Uber gibt darin schon eine vollkommen richtige Erklärung der Funde, was um so anerkennenswerter ist,

[1]) Hermann, Maslographia, S. 49.

[2]) Georg Uber erscheint nach gefälliger Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Wendt in den Breslauer Signaturbüchern von 1549 bis 1569 als wohlhabender und angesehener Bürger ohne bestimmten Beruf. Aus dem lateinisch geschriebenen Brief an Aurifaber und der Bestellung des Weihnerschen Stadtplanes geht hervor, dass er neben seinen Geldgeschäften allerlei geistige Interessen hatte und gelehrte Verbindungen unterhielt. — Andreas Aurifaber war 1512 in Breslau geboren, studierte in Wittenberg, war Schulrektor in Danzig und Elbing und studierte von 1544—1546 auf Kosten Herzog Albrechts von Preussen Medizin in Italien. Seit 1546 war er herzoglicher Leibarzt und Professor der Medizin an der Universität Königsberg. Er starb 1559. Den Uberschen Brief hat trotz des nicht medizinischen Inhalts Laurentius Scholz in das dritte Buch seiner Sammlung ärztlicher Ratschläge und Briefe aufgenommen: Consiliorum et epistolarum medicinalium Joh. Cratonis a Kraftheim archiatri caesarei et aliorum excellentissimorum medicorum ac philosophorum liber tertius nunc primum labore et industria Laurentii Scholzii medici Vratislaviensis in lucem editus, Francofurti 1592, S. 390—393. Das ehrwürdige Dokument möge als ältestes Zeugnis über prähistorische Funde in Schlesien hier eine Stelle finden:

als damals und noch lange nachher die unsinnige Vorstellung von einem natürlichen Wachstum der im Erdboden gefundenen Gefässe im Schwange war. In der Folgezeit behauptete Massel seinen Ruf als Ausgrabungsstätte, und es war als solche in der Gelehrtenwelt längst bekannt, als zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Pastor Leonhard David Hermann seine Forschertätigkeit begann[1]).

Geboren am 27. Juni 1670 als Sohn des dortigen Pastors Abraham Hermann, war er diesem zuerst (1699) als Gehilfe beigegeben, dann (1705) zum Nachfolger in der Seelsorge bestellt worden, welches Amt er bis zu seinem Tode (1. Mai 1736) getreulich verwaltet hat. Es ist ihm nicht immer leicht geworden: das noch erhaltene, von seiner Hand geschriebene Kurrendenbuch gibt Kunde von ärgerlichen Kompetenz-Streitigkeiten mit dem katholischen Pfarrer von Zirkwitz und von der Bedrängnis, in die er durch das häufige Ausbleiben seiner rechtmässigen Bezüge geriet. Aber seine tiefe Frömmigkeit, seine warme Liebe zur Heimat und nicht zuletzt seine gelehrten Liebhabereien halfen ihm über manches Ungemach hinweg. Sie waren es auch, die ihn im Jahre 1711, also gerade vor zweihundert Jahren, zur Herausgabe seiner „Maslographie oder Beschreibung des Schlesischen Massel“ bewogen. Nächst der Ehre Gottes drängt ihn die Liebe des Vaterlandes, seinen Geburtsort berühmt zu machen. „Denn das ist eine Schande, an einem berühmten Orte geboren zu sein und zu leben, aber demselben und dem Vaterlande zum besten nichts Ruhmwürdiges zu tun.“ Und drittens treiben ihn „die Begierde und Verlangen, die gelehrten und curieusen Gemüter zufrieden zu stellen. Denn diese haben mich selbst curieus und begierig gemacht und nicht nachgelassen, bis sie mich

---

Andreae Aurifabro Medico etc. Georgius Uberus S. D.

De ollis Trebinzianis paucis, quae ipse ego vidi, quibus denique interfui, accipe. Est locus extra Trebinzum apprime arenosus, instar monticuli, cuius haeres et dominus Maslowski, ab eadem villa nominatus, ut Polonorum nobiles plerique consuevere: huc sub feriis Pentecostes, si quando cives taedium et satietas urbis coeperit, animi recreandi gratia sese conferunt, agricolis nummos aliquot enumerant, qui ligone et palo accincti scrobem in modum circuli effodiunt, ex qua tandem ollulam prope madidam, mollem et tenerrimam, cum arenosa terra et variis instrumentis educunt, quae si paululum in aerem sublata et detenta fuerit indurescit, et ex molli subdurior redditur. Vidi ego nonnunquam carbones, ligna, ossa, instrumenta aenea et ferrea, aerugine subducta, quae ego hinc inde aurifabris et ferrariis exhibui, ut si qui talium instrumentorum vel potius fragmentorum usum novissent, refferent, atqui nemo illorum repertus, qui saltem divinare recte de ejusmodi fragmentis potuisset, adeo antiquitate et ferrugine contrita. Puto ego isthic quandam sepulturam gentilium fuisse, qui cum urnis carerent, ollas interim cum cinere, igne, favilla et reliquis instrumentis ex rogo relictis in signum pietatis collegerunt, condentes tumulo mediaque inhumarunt arena. Unde longinquitate temporis factum, quod madente terra assiduo humore ollae liquescant et in naturam priorem, ex qua factae, revertuntur, et si parum caute exemptae fuerint, lutum ac argillam pro olla retinebis. Si cautius et diligentius rem agas in eximendis urnis aëris siccitate indurescunt et naturam pristinam, qua a figulo formatae, retinent. Si quippiam inde de E. T. melius ac rectius elicere poterit, non repugnabo, imo si gratum fore intellexero, operam dabo sedulo, ut ab incolis circa Trebinzium, si non hac hyeme, certe vernali tempore tale quippiam collectum et conservatum ex sepultura gentilium, vel, ut nostri vocant, Toeppelbergae ad T. H. mittam. His optime valere T. H. cum conjuge et tota familia cupio. Datae Vratislaviae ultimo Januarii, anno 1544.

[1]) Eine ausführliche Biographie Hermanns von Richard Nitschke wird in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens erscheinen.

zur Feder gebracht." Das Werk behandelt auf 329 Seiten alle Schauwürdigkeiten in und um Massel sowohl antiquarisch-historischer als auch naturgeschichtlicher Art und enthält z. B. auch recht interessante Angaben über volkstümliche Gebräuche und Anschauungen. Den umfangreichsten und wichtigsten Teil bildet aber doch die Beschreibung der heidnischen Altertümer vom Töppelberge. In jahrelanger geduldiger Arbeit hat er dort selbst gegraben und über 10000 Gefässe gehoben, während es sein getreuer Helfer, der Prorektor des Breslauer Magdalenengymnasiums, Christian Stieff nur auf 3000 brachte[1]. In seinem Nachruf nimmt Stieff auf diese gemeinsame Tätigkeit wehmütig Bezug[2]:

„Ich dencke tausendmal an die vergnügte Zeit
Wenn jährlicher Besuch uns inniglich erfreut,
Wenn wir den Töppelberg gemeinschafftlich bestiegen,
Und mühsam untersucht, wie da die Urnen liegen:
Die Urnen ein Gefäss von schlechter Zier und Thon,
In denen das Gebein von mancher Mutter Sohn,
Von manchem Heyden-Held, von mancher edlen Frauen,
Soviel der Brand nicht frass, mit Sand vermengt zu schauen,
Und man bisweilen auch von Kupfer Nadeln findt,
Die aber ziemlich rar in diesen Töpfen sind,
Von welchen, weil sie schon zerbrochen in der Erden,
Bey tausend fünfzig kaum ganz ausgehoben werden."

Sein Werk brachte Hermann reiche Anerkennung, freilich, wenn wir seinen Lobrednern glauben dürfen, auch manche Anfeindung und neidische Nachrede. Die grösste Auszeichnung bedeutete für ihn die 1725 erfolgte Ernennung zum Mitgliede der Königlichen Preussischen Sozietät der Wissenschaften[3]. Natürlich zeigt das Buch die Mängel seiner Zeit: Weitschweifigkeit, schwülstige Sprache und Überladung mit Anführungen aus der Bibel, den klassischen Autoren und anderen Gewährsmännern. Wo sich aber der Verfasser auf eigne Beobachtungen stützt, ist sein Urteil im allgemeinen verständig und treffend, und in sachlicher Beziehung behauptet die Beschreibung bis heute einen gewissen Wert. Er würde noch grösser sein, wenn die von dem Oelser Kupferstecher Christian Winckler angefertigten Abbildungen nicht gar so erbärmlich wären. Hermann war selbst so unzufrieden damit, dass er sie bei einer neuen vermehrten Auflage der Maslographie durch bessere ersetzen wollte. Das Manuskript dazu lag völlig druckfertig vor, als ihn der Tod am 1. Mai 1736 ereilte. Von allem, was sie an Nachträgen enthalten sollte, besitzen wir nur einen an Kundmann, den bekannten Breslauer Arzt und Polyhistor,

---

[1]) Joh. Christian Kundmann, Seltenheiten der Natur und Kunst, Breslau und Leipzig 1737, Sp. 312.

[2]) Gedicht auf den Tod Hermanns von L. Stieff, Breslauer Stadtbibliothek.

[3]) Zwei Gratulationsgedichte von Gottfried Christian Mayer und Adam Bernhard Pantke in der Breslauer Stadtbibliothek kennzeichnen nicht übel den Eindruck dieser Ehrung auf Hermann und die Seinigen.

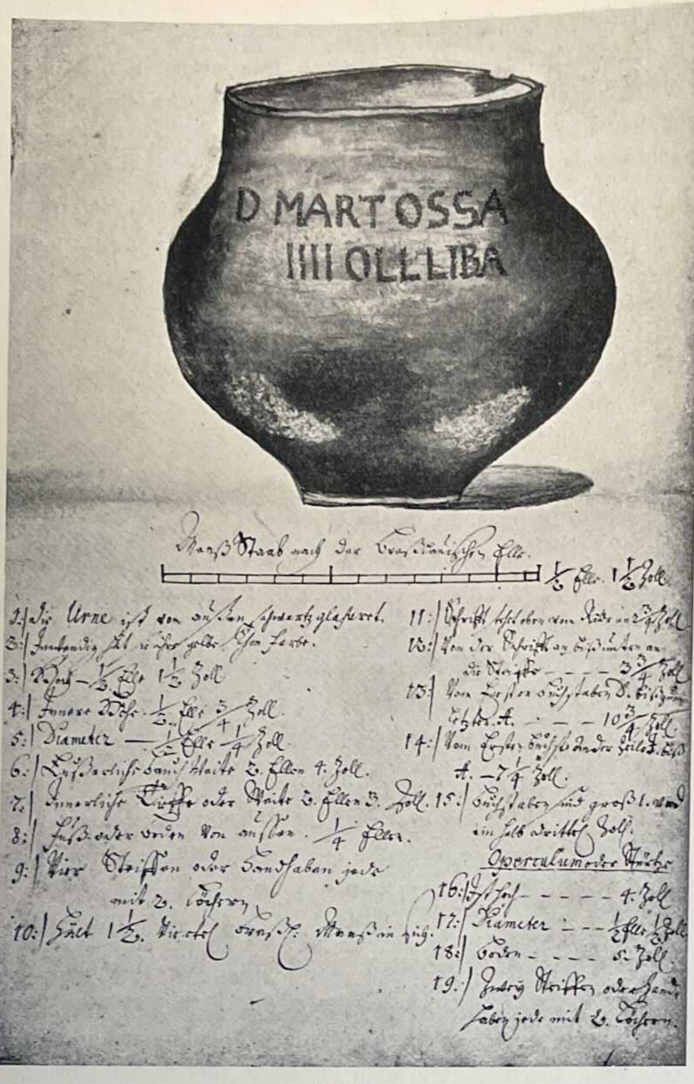


Abb. 2.
Urne mit Inschrift, verkleinerte Wiedergabe einer alten Tuschzeichnung

gerichteten Brief, den dieser in seine Abhandlung „Neue Entdeckung vieler heydnischen Todten-Töpffe“ usw. aufgenommen hat[1]).

Dieser Brief bildet einen dunklen Punkt in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Er beschäftigt sich nämlich mit einer schon 1704 in Massel gefundenen Urne, auf deren Aussenseite die Worte: D MART OSSA IIII OLL LIBA angebracht waren. Das ganze Grab ist auf Tab. II Fig. 1 der Maslographia abgebildet, merkwürdigerweise, ohne dass im Texte der Inschrift mit einem Worte gedacht wäre.

Sein Schweigen motiviert Hermann in jenem Briefe folgendermassen: „Als die Zeit kam, dass ich die Maslographie sollte unter die Presse geben, wäre es nun gar billig gewest, das Monument auch mit der Schrifft drucken zu lassen. Ursache, ich hatte die Urnam denen Herren Criticis in ihre Censur übergeben und über Jahr und Tag nicht zu Hause. Man hatte auch in puncto eines Falsi nichts erhebliches vorgebracht: Dennoch habe ich solche aus menschlicher Schwachheit, vielen unnötigen Verdruss zu verhüten, theils zu zeigen, dass ich keine Ehre gesucht dergleichen Monument zu haben, theils ausstehen zu lassen, bis sich vielleicht noch was mehrers zu seiner Confrontation entdecken würde, unterlassen; doch mit dem Vorbehalt, künftig in einer Continuation oder Mantissa nebst andern nur neulich noch gefundenen Curiosis umständlich zu communiciren.“ Er sucht dann zu beweisen, dass, wenn auch die Römer nicht bis Schlesien vorgedrungen sind, doch ein einzelner Gesandter, Unterhändler oder Gefangener hier gestorben sein könne, und dass sich

---

1) Breslauische Sammlung von Natur- und Medizin- wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literatur-Geschichten z. J. 1723, S. 184—188. Wieder abgedruckt bei Kundmann, Rariora naturae et artis oder Seltenheiten der Natur und Kunst, Breslau und Leipzig 1737, S. 323.

auch sonst viele Spuren römischen Einflusses in den Begräbnisbräuchen der alten Schlesier „teutscher Extraction“ vorfänden.

Mit der Deutung der Inschrift haben sich die zeitgenössischen Gelehrten weidlich abgemüht. Der Kircheninspektor Neumann in Breslau las: „Dedicavit Marti ossa (et) quattuor ollas libationum,“ wobei auf die Vierzahl der in dem Grabe gefundenen Beigefässe angespielt worden wäre. Andere lasen: „Decii Martii ossa, quattuor ollae libationum oder „Divo Marti ossa (seu ossium) quattuor ollarum libationum.“ Noch Friedrich Kruse ergeht sich in seiner Budorgis (1819) in Vermutungen über das Alter der Inschrift, und erklärt sie wegen der vorkommenden Doppelkonsonanten für augustëisch oder nachaugustëisch. In Wahrheit ist sie als eine neuzeitliche Fälschung anzusehen. Das beweist nicht nur ihre unlateinische, in der epigraphischen Literatur beispiellose Fassung, sondern auch die den Römern fremde Anbringung einer Grabschrift an der Aschenurne. Vor allem aber tragen sowohl die Urne wie die übrigen Gefässe des von Hermann abgebildeten Grabes, gleich dem ganzen Gräberfelde vom Töppelberge, das unverkennbare Gepräge der Hallstattzeit, also einer reichlich fünfhundert Jahre vor Augustus liegenden Periode.

Die Frage ist nur, wie die Inschrift auf das Gefäss gekommen sein kann. Dass Hermann selbst sich von seiner Kuriositätensucht zu einer Fälschung habe hinreissen lassen, erscheint nach allem, was wir von ihm wissen, ausgeschlossen. Eher könnte man vermuten, dass ein Schalk sich einen Scherz mit ihm erlaubt habe, wie dergleichen ja auch in unserer Zeit mehrfach vorgekommen sein soll. Aber erstens dürfte es für einen fremden Besucher schwer gewesen sein, die Urne in aller Heimlichkeit und so künstlich zu vergraben, dass der erfahrene Pastor nichts davon bemerkt hätte. Und zweitens würde sich der Täter nach gelungenem Streiche doch wohl gemeldet haben, um entweder seinen Triumph zu geniessen oder weiteres Unheil zu verhüten. Ich halte es deshalb für wahrscheinlicher, dass der Betrug von einem früheren, vielleicht lange vor Hermann tätigen Ausgräber herrührte. Man bedenke, dass Massel seit der Mitte des 16. Jahrhunderts eine berühmte und von vielen besuchte Stätte war, und dass nach dem Zeugnis Ubers die Landleute für die Funde klingenden Lohn erwarteten. Wie sehr das Ausgraben damals in Ansehen stand, zeigt eine Episode von der Huldigungsreise Rudolfs II. nach Schlesien im Jahre 1577. Als der Kaiser in Sagan war, begab er sich nach dem heidnischen Begräbnisplatz am Glücksberge bei Greisitz, liess dort nachgraben und fand einige Urnen mit Asche, worüber er ganz entzückt war und die Arbeiter reich beschenkte. Zum Andenken wurde dort eine hölzerne Säule errichtet. In Rudolfs Gefolge waren auch seine Brüder Matthias und Maximilian. Der letztere besuchte 1611 als Kaiser nochmals die Fundstätte, fand aber diesmal beim Nachgraben nichts[1]). Wer weiss, ob das Masseler Grab nicht für eine ähnliche Gelegenheit zurecht gemacht war? Man braucht eben nicht ins 16. Jahrhundert hinaufzugehen, um Beispiele für derartige Manipulationen zu finden. Dass das Grab, auch abgesehen von der Inschrift, einen höchst befremdlichen Eindruck machte, ergibt sich aus Hermanns eigener Schilderung (Maslographia S. 91) mit voller Deutlichkeit.

[1]) A. Leipelt, Geschichte der Stadt und des Herzogthums Sagan, Sorau 1853, S. 108.



Abb. 3. Das Grab mit der Inschrift-Urne

„Wie ich solches Anno 1704 angetroffen und umgraben lassen, hab ich angemercket, dass es gleichwie eine Pyramide zugespitzt in der Erde gestanden. Die Spitze der oberste Stein lag nicht eine halbe Elle tieff unter der peripherie der Erden. Die Hand-Steine, daraus diese Pyramide bestand, waren so nett zusammen gesetzt, als wenn sie ein Mäurer gemauert hatte. Als ich etliche Steine oben hinweg genommen, fand ich bald drey kleine schwartze Gefässel, eines stund recht, die andern lagen auf der Seiten. Unter den kleinen Gefässeln waren wieder Steine, und so genau zusammen gefüget, als wäre es ein Stein-Pflaster. Nachdem ich voller Begierde eilete, tieffer hinunter zu kommen, und gedachte Steine weg gethan, fand ich einen sehr grossen schönen meistens vollkommnen schwartzen Topff, unten zur rechten ein kleines Thonfärbiges Gefässe mit 5 thönernen Rädeln und einem abgeschliffenen Wetzstein, zur linken aber die grosse Schale oder Decke ziemlich zerbrochen, und im Ossuario eine Nadel. Ein sonderliches Monumentum muss dieses gewest seyn, weil es von ausnehmender angenehmen Structur unter allen Gräbern, die bisher gefunden worden, den Vorzug und gar kein Exempel weiter hat." Diese Beispiellosigkeit, die sich auch auf die seltsame Stellung der Beigefässe oberhalb der Urne erstreckt, ist eben das Verdächtige.

Von der Inschrifturne hat sich in einem Sammelbande des Museums eine alte Tuschzeichnung mit genauen Massangaben von der Hand eines Zeitgenossen Hermanns — wahrscheinlich Kundmanns — erhalten. (Abb. 2.) Herr Professor Dr. Hippe war so freundlich, mehrere Schriftproben von Stieff und Kundmann zu vergleichen, von denen die letzteren allerdings erst von 1741 stammen, also wohl reichlich dreissig Jahre jünger sind, als die Niederschrift des Blattes. Trotzdem sind sie dieser entschieden ähnlich, wogegen Stieff sicher ebensowenig wie Hermann selbst der Schreiber war. Leider fehlt hier, wie in dem erwähnten Briefe, jeder Hinweis auf die Technik, in der die Inschrift ausgeführt war. Der Zeichner hat die Buchstaben aus dicht aneinander gereihten kleinen Stricheln in tiefschwarzer Farbe gebildet, so dass sie wie gefiedert aussehen. Eine andere Abbildung auf der hölzernen Pyramide der Bernhardinbibliothek zeigte sie weiss punktiert, woraus Kruse (Budorgis S. 76) schloss, sie seien auf dem Originale mit Farbe aufgetragen gewesen.

Die Sammlung Hermanns ist zugrunde gegangen oder verschollen. Kruse forschte 1817 nach ihrem Verbleib und erfuhr, dass sie nach seinem Tode in das Antikenkabinett des Herzogs von Braunschweig nach Oels gekommen und mit diesem 1809 verkauft worden sei (Budorgis S. 89). Abgesehen von einigen unbedeutenden Gefässen in der Reichsgräflich Schaffgotschen Bibliothek zu Warmbrunn ist der einzige Rest davon der Inhalt einer kleinen hölzernen Pyramide, die Hermann 1705 der Kirchenbibliothek von St. Bernhardin in Breslau verehrt hat, und die heute in unserem Museum aufbewahrt wird. Die Aussenseite ist mit sinnigen Darstellungen und Sprüchen „zur Erinnerung der Sterblichkeit" geziert, auf der Innenseite der Tür sind die Metallbeigaben abgebildet. Das Ganze ist in seiner Mischung von steifleinener Gelehrsamkeit und kindlicher Freude an Wortspielereien ein rechtes Denkmal seiner Zeit.

Hermann hat zwei solcher Pyramiden anfertigen lassen: eine für sich selbst im Jahre 1704, beschrieben im XVI. Kapitel der Maslographia S. 169—172, und die für die Bernhardinbibliothek v. J. 1705, beschrieben und allseitig abgebildet von J. Richter in der Zeitschrift „Schlesien", 2. Jahrgang 1908, S. 327—332, wo wegen der Abweichungen von Hermanns Beschreibung, mit Unrecht angenommen wird, dass das erhaltene Exemplar eine spätere Kopie des verloren gegangenen Originals sei.

Verschwunden ist auch die Stätte von Hermanns Forschertätigkeit, der Töppelberg. Nachdem noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts vereinzelte Gefässe zum

Vorschein gekommen waren, darunter zwei von Kruse gefundene rot bemalte Schälchen[1]), ist der Hügel in den sechziger Jahren zum Zwecke der Ziegelfabrikation abgetragen worden. An seiner Stelle wurde 1869 für eine Windmühle ein künstlicher Hügel aufgeschüttet, der nach dem Abbruch der Mühle stehen geblieben ist. Soweit das vorliegende Material ein Urteil erlaubt, scheinen die Gräber auf dem Töppelberge keine bedeutenden Altersunterschiede aufgewiesen, sondern zumeist dem jüngeren Bronze- und ersten Eisenalter angehört zu haben. Allerdings sind auf den Tafeln des Hermannschen Werkes auch eine Anzahl Gegenstände teils aus älteren, teils aus jüngeren Zeiten abgebildet. Vergleicht man aber den Text, so stellt sich in der Regel heraus, dass diese Stücke von anderen, wennschon benachbarten Fundorten stammen. Insbesondere sind die beiden Grabtypen mit Beigaben der römischen Zeit (Tab. II und VII) auf der Kobelwitzer Feldmark entdeckt worden, auf demselben Hügel, wo 1811 der Maler Grosspietsch abermals ein reich ausgestattetes Grab aus der gleichen Periode freilegte[2]). Auch die römischen Münzen sind grösstenteils nicht auf dem Töppelberge, sondern auf den umliegenden Äckern aufgelesen worden. Die in der Literatur öfters wiederkehrende Behauptung, die Masseler Urnen hätten römische Münzen enthalten, findet in Hermanns eignen Worten keine genügende Stütze. Er sagt (S. 160) ausdrücklich, dass er die betreffenden Angaben nur vom Hörensagen habe, und in dem einzigen Falle, wo er die Münze selbst gefunden, nicht mit sich einig sei, ob er sie im Gefässe oder in zerfallendem Sande möge angetroffen haben. Das wichtigste Fundstück aus römischer Zeit ist das Maslogr. Tab. VI m abgebildete eimerförmige Berlock aus feinem Golde. Es entsprach ziemlich genau dem gleichartigen Schmuck des dritten Sacrauer Grabes (Grempler Taf. VII, 15 u. 16) und gehörte demnach dem 3. Jahrh. n. Chr. an.

Dass Massel auch nach der Zeit des Urnenfriedhofs auf dem Töppelberge besiedelt war, wird übrigens auch durch andere Funde erwiesen. Auf den Feldern im Norden und Süden des Dorfes ist man wiederholt auf Brandgräber mit Steinsetzungen gestossen, deren Form und Inhalt auf die Zeit der germanischen Besiedelung schliessen lassen.

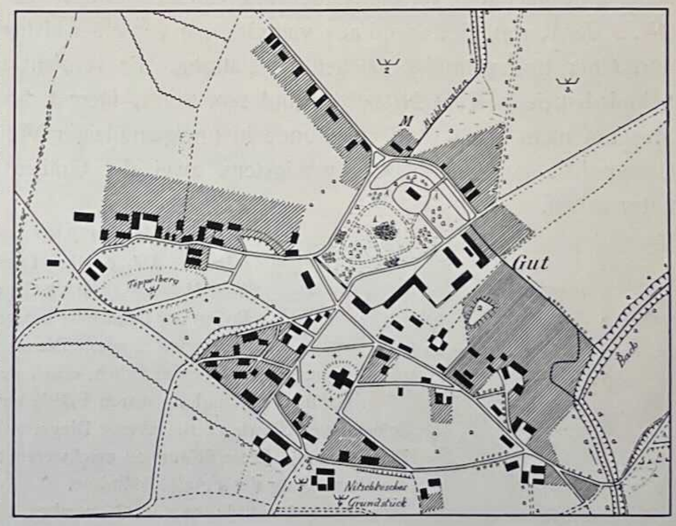


Abb. 4. Karte der Fundstellen bei Massel. 1 : 10 000

---

[1]) Kruse, Budorgis, S. 90 und 178. — Zimmer, die bemalten Tongefässe Schlesiens, S. 23. In der Maslographie (S. 131) wird nur ein bemaltes Gefäss erwähnt.

[2]) Kruse, Budorgis, S. 94 und 171. — Schlesiens Vorzeit V 99.

Nach Mitteilung des Herrn Inspektors Wachert sind auf den Dominialfeldern an der Nordseite (Nr. 2 und 3 der Karte) in den Jahren 1887 und 1895 und wohl noch öfters Steingräber angetroffen worden. Es waren meist „Pyramiden“, im Innern mit einer Urne, die jedoch, wahrscheinlich durch das Lagern der Steine, stets schon zerbrochen war. Vielfach sollen die Gräber auch schon von oben geöffnet gewesen sein. Die umgebende Erde war geglüht und rot gebrannt, so dass sie von unerfahrenen Beobachtern für Ziegel gehalten werden konnte. Bei der zerstreuten Lage der Gräber musste ihre Entdeckung dem Zufall überlassen bleiben.

An der Südseite (Nr. 4 der Karte), auf dem Felde des Schmiedemeisters Nitschke und südöstlich von dessen Gehöft, stiess man im Jahre 1902 auf eine Steinsetzung. Darin fand sich eine Knochenurne und ein paar kleinere Gefässe, die beim Herausnehmen zerfielen. 1905 wurde dicht daneben abermals ein mit Steinen umstelltes Brandgrab aufgedeckt. Es enthielt einen 17 cm hohen und 20 cm breiten Topf von roher Arbeit und ziegelroter Farbe (Abb. 5). Darin lagen die Knochenreste. In der Nähe wurden ausserdem einzelne Scherben von der Oberfläche aufgelesen, darunter ein Schalenfragment von hellbrauner Farbe mit profiliertem Rande und eingeritzter Zeichnung, deren Reste auf ein mäanderartiges Muster schliessen lassen. Dieser Scherben gehört sicher in die römische Kaiserzeit. Bei den Steingräbern würde man eher an die vorrömische Eisenzeit denken, aus der ähnliche Grabanlagen im Trebnitzer und Militscher Kreise und in der Provinz Posen mehrfach bekannt sind.



Abb. 5. 1/6

Ebenso haben sich aber auch Spuren einer den Urnenfriedhofleuten vorausgehenden Bevölkerung gezeigt. Im Garten des Nitschke'schen Grundstücks, zwischen dem Wohnhaus und dem Wege nach Zirkwitz (Karte Nr. 6) wurde im Frühjahr 1908 beim Rigolen ein 10,3 cm langer und 5,6 cm breiter hellbrauner Steinhammer ausgegraben. (Abb. 29.) Der Schneidenteil ist durch wiederholtes Zuschärfen verkürzt und stark beschädigt, das Bahnende bestossen. In der Nähe fanden sich ein paar kleine Feuersteinmesser. Wichtiger als diese Einzelfunde ist die Aufdeckung eines Begräbnisplatzes auf demselben Grundstück. (Nr. 5 der Karte), bestehend aus vier Gräbern von einer bisher noch nicht beobachteten Art und einer ungewöhnlich reichen Ausstattung. Es verdient besonderen Dank, dass Herr Schmiedemeister Karl Nitschke und sein Sohn, Herr Lehrer Richard Nitschke, dem Museum nicht allein sämtliche Funde in uneigennütziger Weise überlassen, sondern auch Gelegenheit gegeben haben, wenigstens zwei der Gräber mit der nötigen Sorgfalt zu untersuchen.

Die Lage der 4 Gräber zueinander und zum Gehöft ersieht man aus Abb. 6. Ihre Form und die Lage der Fundstücke ist nach Möglichkeit durch Grundrisse und Schnitte erläutert. Der Boden der Fundstelle besteht unter einer dünnen Humusdecke aus reinem lockeren Sande. Die oberen Schichten sind, wie bei der Nähe des Gehöftes natürlich, durch den wirtschaftlichen Betrieb vielfach gestört: hie und da waren Pfähle eingeschlagen, über Grab 2 war ein Schwein verscharrt, allerlei rezente Dinge, z. B. glasierte Scherben, waren in die Tiefe geraten. Diese Störungen erschweren namentlich bei den ersten Gräbern die Beurteilung der Fundverhältnisse.

Abb. 6. Plan der Ausgrabung 1909/11. 1 : 250

Grab 1 wurde am 16. November 1909 beim Ausheben einer Grube gefunden und ohne Beisein eines Sachkundigen geleert. In einer Tiefe von 0,40—0,50 m lagen ein grösserer und zwei kleine Steine, in gleicher Tiefe stand ein 10 cm hohes lehmgelbes Henkelkrüglein mit glatter Oberfläche (Abb. 30). Die darunter liegende Erdschicht war durch Kohlenstaub schwarz gefärbt. In sie eingebettet und über die ganze dunkle Fläche verstreut lagen

zerstückelte menschliche Gebeine. Die meisten Stücke waren verbrannt und gewaltsam zerbrochen. Sie hatten eine Grösse von 7 cm Länge abwärts bis zum winzigen Splitter. Soweit sie gesammelt wurden, bilden sie eine Masse von 270 g Gewicht. Unter den abgelieferten Knochenresten befinden sich aber auch zwei unverbrannte, nämlich ein Stück Hirnschale von 9 : 11 cm Dm. und ein Armknochenfragment (Humerus) von 10 cm Länge.

Ausserdem enthielt die Fundschicht folgende Gegenstände: a) Dolchklinge aus Bronze, mit starkem Mittelgrat und zwei die Schneiden bis zur Spitze begleitenden Längslinien. In der Heftplatte stecken noch die vier zylindrischen, an den Enden breitgehämmerten Nieten, von denen die oberen 1,5, die unteren 1,2 cm lang sind. Soweit die grossenteils abgeputzte Patina erkennen lässt, scheint der Griffabschluss halbkreisförmig ausgeschnitten gewesen zu sein. Die Spitze ist abgebrochen. L. 23,3 cm. Abb. 10. b) Oberteil einer Ösennadel aus Bronze. Der Schaft war gekrümmt und 2 cm unterhalb des Kopfes mit einer Öse versehen, die jedoch schon in alter Zeit abgebrochen war. Am Halse und auf der Unterseite der Kopfscheibe sind die Gussnähte erhalten. Der Hals ist mit horizontalen und schrägen Riefelungen verziert, welche eine Schnurumwicklung nachahmen. Auf der Oberseite des Kopfes ist ein von drei Ringlinien und zwei Punktreihen eingefasster siebenstrahliger Stern dargestellt. L. 8,9, Dm. des Kopfes 3,8 cm. Abb. 13. c) Bronzenadel mit durchbohrtem Halse. Der Kopf fehlt (alter Bruch), der Schaft ist in zwei Stücke zerbrochen. L. 17 cm. Abb. 11. d) Ring von Fingerringgrösse aus dünnem bandförmigem Bronzedraht. Enden beschädigt. Dm. 1,9 cm. Abb. 12. e) Zwei kleine Scherben von wahrscheinlich zwei verschiedenen, dickwandigen und rohgearbeiteten Gefässen.

Grab 2 wurde am 28. Juli 1910 zufällig entdeckt und durch den zur Ferienzeit dort weilenden Sohn des Besitzers, Lehrer Nitschke aus Breslau, freigelegt. Bei 0,80 m Tiefe traf er auf eine dunkle Schicht von annähernd elliptischem Grundriss, die sich in der Richtung WNW.—OSO. auf 1,80 m L. und 0,50 bis 0,80 m B. verfolgen liess. Die Umrisse waren nicht scharf abgegrenzt, sondern gingen z. T. unmerklich in den umgebenden Boden über. Deutlich machte sich aber eine Einziehung in der Mitte bemerkbar. Im weiteren Verlaufe der Ausgrabung zeigte es sich, dass die schwarze Schicht eine flache Mulde von 0,32 m Tiefe ausfüllte.

Der Inhalt bestand in der Hauptsache aus Sand, der durch Beimischung von Humus, Holzkohlepartikeln und Asche, vielleicht auch durch direkte Feuereinwirkung, eine graubraune Farbe angenommen hatte. Einige kleine Steine schienen gleichfalls dem Feuer ausgesetzt gewesen zu sein. Über die ganze Fläche hin und im allgemeinen auch durch die tieferen Lagen der dunklen Schicht gleichmässig verteilt, fanden sich kalzinierte und zerbrochene menschliche Knochen, soviel sich erkennen lässt, von einem Individuum. Sie zeigten die für verbrannte Knochen charakteristische Ausbleichung und rissige Beschaffenheit, waren aber durch den Kohlenstaub beschmutzt. Die Schädeltrümmer lagen zumeist am WNW-Ende (Abb. 7 bei 1). Das Gewicht der eingesammelten Stücke beträgt 624 g.

Von Artefakten fanden sich folgende: a) Offener gegossener Bronzering, in der Mitte mit drei knotenförmigen Buckeln, deren mittelster vertikal durchbohrt ist. Die Seitenteile sind vierkantig und zugespitzt. Dm. 2,8 cm. Abb. 23. Der Ring lag am westlichen Ende der Grube nahe bei einem Humerusfragment, an der mit 2 bezeichneten Stelle der Grabskizze.

b) Ein zweiter solcher Ring, jedoch viel plumper gearbeitet. Die Buckel fehlen und die Seitenteile sind ebenso dick wie der gleichfalls durchbohrte Mittelteil. Dm. 1,9 cm. Der Ring lag an der mit 3 bezeichneten Stelle der Skizze, neben der Goldspirale und der Nadel.

c) Sieben Stücke von einem oder zwei Fingerringen aus dünnem bandförmigen Bronze-

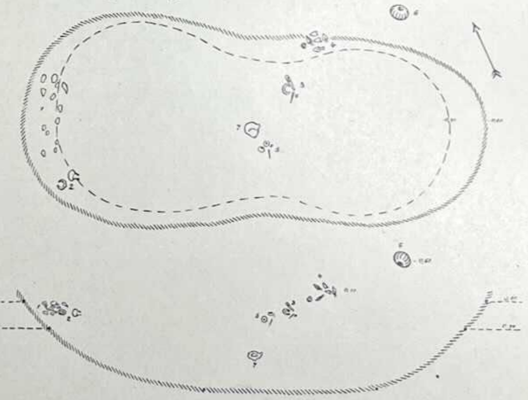


Abb. 7. Skizze von Grab 2 (Grundriss und Durchschnitt) 1 : 25

draht, der zu einer zylindrischen Spirale aufgewickelt war. Dm. 2 cm. Abb. 20. Die Stücke lagen bei 4 der Grabskizze, neben den Pfeilspitzen.

d) Zylindrische Goldspirale aus sehr dünnem Draht mit drei Windungen. Dm. 1,3 cm. Abb. 26. Sie lag bei 3 der Skizze.

e) Zwei Bernsteinperlen, die eine scheibenförmig, die andere doppelkonisch, Abb. 21 und 22. Sie lagen bei 5 der Skizze.

f) Bronzenadel in zwei Stücken. Das obere Ende ist gerade an der Stelle abgebrochen, wo die Nadel mit einem länglichen Öhr versehen ist. Wahrscheinlich sass das Öhr, wie bei der Nadel des ersten Grabes, in der Mitte des Halses. L. 12,2 cm. Abb. 14. Lag bei 3 der Skizze.

g) Zwei Stücke einer grösseren Bronzenadel. Kopf nicht erhalten. L. 8,7 cm. Lag bei 4.

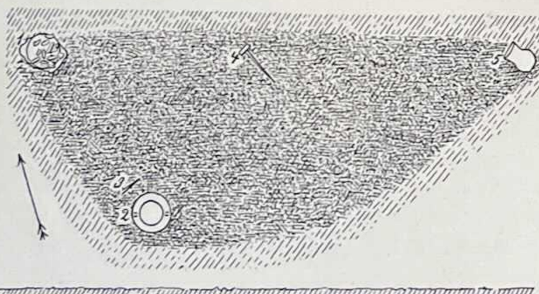
h) Drei kleine Feuerstein-Pfeilspitzen, blattförmig, mit rundem Ausschnitt an der Basis für die Schaftbefestigung, sorgfältig und zierlich gearbeitet. An der einen sitzen noch Reste der hölzernen Schaftspitze, die vermutlich mit Harz befestigt war. Bei einer zweiten konnte man noch deutlich die Ansatzstelle des Schaftes erkennen, während dessen Reste beim Herausnehmen zerfielen. L. 2,3 cm. Abb. 15—17.

i) Zwei Bronze-Pfeilspitzen mit Schafttülle, die eine blattförmig und an der Basis abgerundet, die andere dreieckig und mit Widerhaken. L. 2,5 und 3,1 cm. Abb. 18 und 19. — Die fünf Pfeilspitzen lagen zusammen auf einem Häufchen, dicht am Rande der Grube und schon 5 cm oberhalb der schwarzen Schicht. Sie waren eingehüllt in eine dunkle Masse, die nach Ansicht des Finders vielleicht die Reste eines Beutels oder Köchers darstellte.

k) Steinerner Keulenkopf (Serpentin?), melonenförmig, mit achtzehn stumpfkantigen Rippen, oben leicht abgeplattet. Schaftloch nach oben zu erweitert. Dm. 7,2, H. 3,2 cm. Abb. 28. Er lag 0,65 m tief, 0,35 m östlich von den Pfeilspitzen, im reinen Sande, bei Punkt 6 der Skizze, und enthielt bei der Auffindung noch Reste des hölzernen Schaftes.

l) Ein Scherben eines hellbraunen Kruges mit breitem Bandhenkel. Abb. 31. Das ganze Gefäss muss dem Typus der Buckelkrüge entsprochen haben (vgl. den vorigen Band dieser Zeitschrift S. 5). Der Scherben lag fast genau in der Mitte des Grabes, 1,00 m tief bei Punkt 7.

Grab 3 wurde durch planmässiges Aufdecken des südlich von Grab 2 gelegenen Streifens, 2 m südwestlich von diesem gefunden und durch Herrn Dr. Richter im Auftrage der Museumsdirektion untersucht. Unter dem 0,20 m dicken Mutterboden lag ersichtlich eingeschütteter, leicht mit erdigen Teilen gemischter gelber und grauer Sand. Bei 0,35 m Tiefe begann der Sandboden durch beigemengte Kohlenteilchen und humöse Bestandteile eine schwärzlich-graue Färbung anzunehmen. Die Oberfläche der dunklen Schicht senkte sich von ihrem höchsten Punkte (bei 1 der Aufnahme Abb. 8) einerseits nach Süden bis 0,60 m (bei 2), andrerseits nach Osten bis 0,70 m (bei 5) und zeigte nach völliger Freilegung einen dreieckigen Grundriss von 2 m Länge und 0,80 m grösster Breite. Die Dicke der Schicht betrug im Mittel 0,20 m. Sie war am grössten am westlichen Ende, wo sie stellenweise 0,35 m ausmachte, und nahm gegen Osten hin allmählich ab. Dementsprechend wurde die untere Grenze des Vertikalschnittes im Westen bei 0,80, am Ostende bei 0,70 m erreicht.



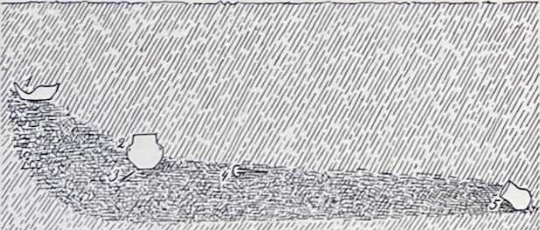


Abb. 8. Grundriss und Durchschnitt von Grab 3. 1 : 25

Mit Ausnahme der tiefsten Stelle an der südlichen Ecke der Grube war die dunkle Schicht mit Leichenbrandspuren durchsetzt. Die Knochenstücke waren fast durchweg von minimaler Grösse. Die wenigen, welche aufgelesen werden konnten, wiegen zusammen nur 15 g.

Dagegen fand sich an der höchsten Stelle der Schicht, bei 1

a) der Bodenteil einer grossen, hellbraunen, dickwandigen Urne, der mit grösseren kalzinierten Gebeinresten angefüllt war Ihre Masse wiegt 120 g. Die Zusammengehörigkeit dieses Leichenbrandes mit dem in der dunklen Schicht zerstreuten ergibt sich daraus, dass die letztere an verschiedenen Stellen insgesamt sieben zu dem Bodenteil der Urne passende Scherben erhielt. Da sie z. T. erheblich tiefer lagen, als der Standort des Gefässes, können sie auch nicht von einer Nachbestattung herrühren oder durch den Pflug verschleppt, sondern müssen bei der Anlage des Grabes in die Tiefe geraten sein.

b) Unmittelbar unter dem Boden der Urne lag ein 4,5 cm breiter Scherben von einem hellbraunen, dünnwandigen Gefässe, dessen Wölbung durch flache Vertikalriefen verziert war.

c) An der südlichen Ecke der Oberfläche der schwarzen Schicht, bei 2, stand 0,60 m tief eine wohlerhaltene Vase von 11,6 cm Höhe und 9 cm oberem Durchmesser. Das sehr sorgfältig gearbeitete Gefäss ist von hellbrauner Farbe und mit zwei dicken Schnurösen versehen. Der Schulterteil ist in seiner ganzen Ausdehnung vertikal gerippt. Das Gefäss enthielt nur Sand von derselben schwärzlichen Beschaffenheit, wie die umliegende Schicht. Abb. 33.

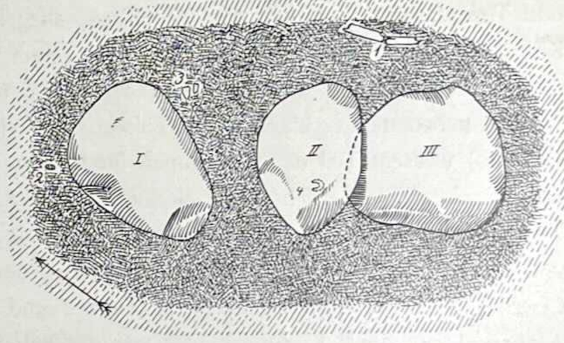
d) 0,05 m nordwestlich der Vase, bei 3, lag in 0,65 m Tiefe wagerecht, mit der Spitze nach NO., ein 11,2 cm langes Nadelfragment aus Bronze. An dem oberen Teile macht sich kurz vor der Bruchstelle der Beginn einer Krümmung bemerkbar.

e) Eine zweite, vollständig erhaltene Bronzenadel fand sich etwa in der Mitte der nördlichen Grubenseite bei 0,62 m Tiefe (bei 4). Auch sie lag wagerecht, mit der Spitze nach SO. gerichtet. Der 23,2 cm lange grade Schaft ist am Halse durch drei Gruppen eingepunzter Linien verziert, welche auf- und abwärts gebogene Bänder darstellen. Der scheibenförmige Kopf ist an den beiderseits erhöhten Rändern schräg gerippt und an der Seite durch Ringlinien und senkrechte Strichel verziert. Abb. 27.

f) An der nordwestlichen Ecke des Dreiecks, bei 5, lag 0,75 m tief, mit der Mündung nach N. weisend, ein 9,2 cm hohes hellbraunes Henkelkrüglein auf der Seite. Es war in Stücke gebrochen und der Henkel sowie einige Teile der Wandung fehlten. Abb. 32.

Grab 4, gleichfalls von Herrn Dr. Richter untersucht, machte sich wiederum dadurch bemerkbar, dass der Sand unterhalb des Mutterbodens mit humösen Bestandteilen gemengt war. In 0,60 m Tiefe stiess der Spaten auf eine Steinsetzung, bestehend aus drei in der Richtung SO.–NW. liegenden Feldsteinen von je 0,50–0,60 m Dicke. Während die obere Hälfte der Steine noch in den weissen Sand hineinragte, war die untere bereits von einer schwärzlich-grauen, 0,75 m unter Niveau beginnenden Schicht umgeben. Ihre Oberfläche bildete bei annähernd gleicher Tiefe ein Oval von 2,5 : 1,5 m Durchmesser. Ihre Dicke betrug durchschnittlich 0,50 m, so dass die ganze Tiefe der Grube 1,25 m betrug. Die Sohle war flach.

Die Beschaffenheit der Schicht glich derjenigen der früher aufgedeckten Gräber. Die Masse der verbrannten und gesammelten Knochenreste, die sich gleichmässig über die dunkle Schicht verteilten, wiegt 164 g.



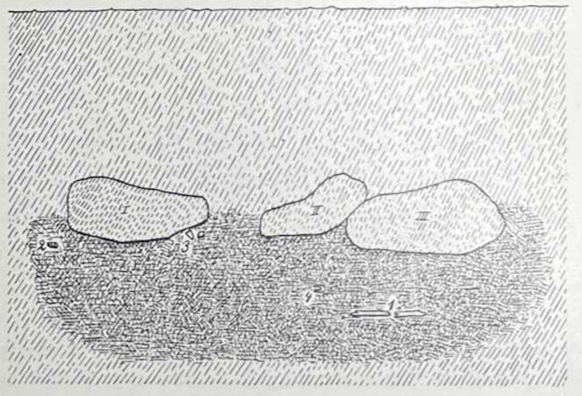


Abb. 9. Grundriss und Durchschnitt von Grab 4. 1 : 25

Mitten unter ihnen, bei Punkt 1 der Aufnahme Abb. 9, lagen aber in 1,10 m Tiefe zwei unverbrannte Stücke von menschlichen Oberarmknochen.

An Beigaben fanden sich

a) am nördlichen Ende, 0,50 m nordwestlich von dem dortigen Steine, bei Punkt 2 der Aufnahme, in 0,85 m Tiefe zwei Stückchen einer kleinen röhrenförmigen Bronzespirale, die als Perle gedient hat. Abb. 25.

b) unter dem mittleren Stein, bei Punkt 4, ein offener Bronzering mit zugespitzten Enden und Durchbohrung in der Mitte, also von derselben Art, wie die Ringe des zweiten Grabes. Dm. 2,8 cm. Abb. 24.

c) von Keramik nur zwei unbedeutende kleine Scherben bei Punkt 3, 0,80 m tief.

Versuche zur Auffindung weiterer Gräber im Süden und Osten der Fundstelle hatten geringen Erfolg. Bei einer am 11. April 1911 von mir vorgenommenen Grabung zeigten sich östlich von Grab 1 in 0,20—0,70 m Tiefe einzelne Scherben, verbrannte Knochenstückchen und Kohlenpartikeln. Bei 0,52 m begann sich der Boden dunkler zu färben. Es kamen unterhalb einer abgesteckten Fläche von 2 m Länge und 1,50 m Breite einige rundliche Flecke von 0,15—0,60 m Durchmesser zum Vorschein, die aber z. T. neuzeitigen Ursprungs (Pfostenlöcher einer Schaukel?) sein dürften. Nur eine in der Mitte gelegene Stelle (bei 5 des Planes Abb. 6), wo sich eine grössere Partie verbrannter Gebeine und eine Anzahl flach übereinander liegender Scherben von einem dickwandigen rohen Gefässe fanden, mag von einem zerstörten Grabe herrühren. Probegrabungen westlich der Fundstelle verliefen gleichfalls ergebnislos. Doch war hier wie an der Nordseite eine vollständige Abdeckung des Feldes aus äusseren Gründen vorläufig nicht ausführbar.

Suchen wir uns zunächst die Form der Bestattung klar zu machen! In metertiefen, reichlich mannslangen Gruben war der Grund mit Brandschutt ausgefüllt. Die ausgeglühten Gebeine lagen, zerstückelt und geschwärzt und mit Sand, Steinchen, Kohlenstaub und Tonscherben vermengt, über die Fläche ausgebreitet, doch so, dass hier und da die Körperteile ihre natürliche Ordnung bis zu einem gewissen Grade bewahrt hatten (Lage der Schädelstücke und des Oberarmknochens im 2. Grabe). In zwei Fällen (1. und 4. Grab) wurden neben den verbrannten Gebeinresten einzelne unverbrannte beobachtet, in einem (3. Grab) war ein Teil der verbrannten im Bodenteil einer Urne gesammelt worden, von der eine Anzahl Scherben in der Brandschicht ruhten. Die Beigaben, bestehend in kleinen Tongefässen, Schmucksachen aus Bronze, Gold und Bernstein und in Waffen aus Stein und Bronze, fanden sich, vom Feuer unberührt, und anscheinend regellos verteilt, an der Oberfläche des Schuttes. Zweimal (Grab 1 und 4) hatte man grosse Steine auf die Aschenschicht gewälzt. Immer aber war das auffallendste Merkmal die Ausdehnung des Leichenbrandes über einen Raum, der ungefähr dem Masse eines ausgewachsenen menschlichen Körpers entsprach. Daraus folgt, dass das Grab zugleich die Verbrennungsstätte bezeichnet und dass die schwarze Schicht nichts anderes, als der Bodensatz des Scheiterhaufens war. Natürlich hat man diesen nicht in der Tiefe der Grube aufgeschichtet, wo ja der notwendige Luftzug gefehlt hätte, sondern über der Grube, auf einem Balkenrost, dessen Feuer von unten genährt werden konnte. Wie man sich den Hergang etwa zu denken hat, dafür gibt die Leichenverbrennung der Japaner einen guten Anhalt.

Vor der Einführung moderner europäischer Krematorien bediente man sich in Japan allgemein des folgenden billigen Verfahrens. Man legte die Leichen in einem hölzernen Behältnis oder auch nur mit einer Strohmatte umwickelt auf einen Rost von Holzscheiten, der sich über einer Grube von $3^1/_2$ Fuss Länge und reichlich einem Fuss Breite und Tiefe befand, umstellte sie mit einigen Holzstücken, deckte das Ganze mit Strohmatten, die zweckmässig vorher mit Salzwasser getränkt waren, zu und entzündete

von unten her ein anfangs etwas lebhafteres, später aber nur ganz langsam fortglimmendes Feuer, wobei, wenn die erste Holzmasse niedergebrannt und der Leichnam schon stark eingetrocknet war, alles neu hergerichtet und dann sich selbst überlassen wurde. Das langsame Verbrennen war wesentlich, um Wärmeverlust zu vermeiden; es wurde dies eben durch die Strohmatten bewirkt, deren Asche nach Beendigung der Operation eine dicke, noch die ursprüngliche Gestalt zeigende Lage über der Grube bildete. Die Grube aber war notwendig, um unter diesen Umständen das Feuer überhaupt in Gang zu halten. Die ganze Prozedur dauerte trotzdem nicht länger als eine Nacht und erforderte nur einen Holzaufwand von durchschnittlich 75 kg. Am Morgen fand man die weissen, porösen und leicht zu Pulver zerreibbaren Gebeine unten in der Holzasche. Sie wurden alsdann in einem Holzkästchen gesammelt und vergraben. Nach Olshausen, Verhandl. d. Berliner Ges. f. Anthrop. 1892 S. 137.

Für das Auftreten unverbrannter Skeletteile gibt es mehrere Erklärungsmöglichkeiten. Zunächst könnte man sich vorstellen, dass die Einäscherung unvollständig gewesen sei, weil einzelne Teile des Leichnams entweder zufällig weniger Glut empfangen hätten oder absichtlich von der Verbrennung ausgeschlossen worden wären. Für beides sind Beispiele bekannt[1]). Indessen kommt wenigstens für das erste Grab eine Teilverbrennung nicht in Frage. Denn ein Vergleich des grossen Schädelfragments mit den kalzinierten Schädeltrümmern lehrt, dass sie von verschiedenen Individuen herrühren[2]). Eine zweite Möglichkeit bestände darin, dass die unverbrannten Knochen älteren Körpergräbern entstammen, die bei der Anlage der Brandgräber zerstört worden sind. Doch wird man in Anbetracht des wiederholten Vorkommens weniger an ein zufälliges Zusammentreffen zweier verschiedenzeitlicher Grabstellen, als an beabsichtigte Nachbestattungen zu denken

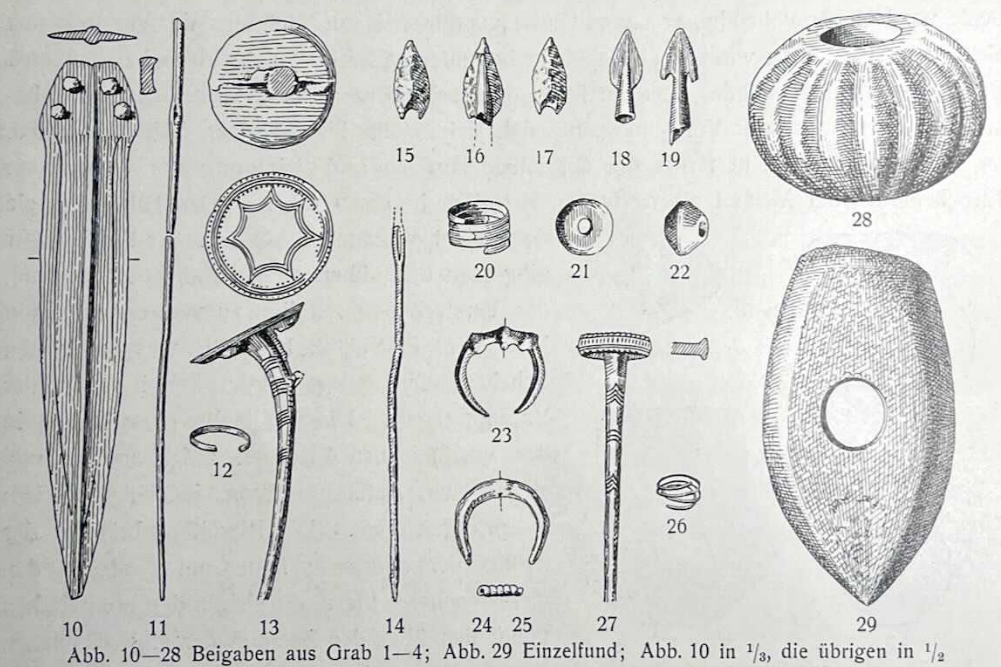


Abb. 10—28 Beigaben aus Grab 1—4; Abb. 29 Einzelfund; Abb. 10 in $^1/_3$, die übrigen in $^1/_2$

[1]) Olshausen a. a. O. S. 163f.

[2]) Nach der anatomischen Untersuchung der Knochen durch Herrn Prof. Dr. Wetzel weist das grosse Schädelstück eine abnorme Dicke und pathologische Merkmale auf.

haben. Es sei daran erinnert, das z. B. in mecklenburgischen Hügelgräbern der älteren Bronzezeit nicht selten der Leichenbrand sekundär neben der Beerdigung erscheint, und zwar in der Art, dass der Beerdigung männliches, dem Leichenbrande weibliches Ausstattungsinventar beigegeben ist[1]). Endlich bleibt noch die Annahme von Totenopfern. Jedenfalls haben die Hersteller der Brandgräber an der Vermengung keinen Anstoss genommen, und ebensowenig daran, dass die verbrannten Gebeine mit allem Staub und Schmutz des Scheiterhaufens beigesetzt wurden. Darin liegt ein fundamentaler Unterschied gegenüber dem Bestattungsbrauche unserer Urnenfriedhöfe, wo man beinahe ängstlich bemüht gewesen ist, Verunreinigungen von den Gebeinen fernzuhalten und sie auch nach der Beisetzung durch Verschluss der Aschenurne zu schützen. Wenn in den Masseler Gräbern jede derartige Rücksicht verabsäumt ist, so muss der Grund in einer Verschiedenheit der religiösen Anschauungen gelegen haben.

Der Gedanke der bronzezeitlichen Feuerbestattung ist die Befreiung der Seele von ihrer irdischen Hülle. Der Körper sollte vernichtet werden, damit der Geist ins Schattenreich entfliehen könnte. Aber die Vernichtung war nicht vollständig. Ein Teil der Materie blieb übrig, geläutert durch die Flamme und vor Verwesung geschützt. Wenn irgendwo, so musste hier der Sitz der Seele sein. Daher war die Bergung dieser Reste mehr als eine Handlung äusserlicher Pietät. Sie war unerlässlich für die Ruhe des Toten und den Frieden der Hinterbliebenen. Erst wenn Erde die Gebeine deckte, war die Trennung der Seele vom Körper vollendet, erst vom Grabe aus durfte sie zur Wohnung der Verstorbenen eingehen. Dass man wirklich so dachte, zeigt unter anderem das gerade bei den älteren Brandgräbern nie fehlende „Seelenloch“ in der Aschenurne: die Geister bedürfen eines besonderen Ausgangs, eine Vorstellung, die sich ja im Volke bis auf unsere Zeit erhalten hat. Im Einklang damit steht ferner die sorgfältige Auslese und Reinigung der verbrannten Knochen und der Mangel an wertvollen Beigaben in den Gräbern. Der Tote hätte sie doch nicht gebrauchen können. Erst viel später ging man dazu über, die persönliche Ausstattung des Verstorbenen mit ihm zu verbrennen. „Ein jeder wird in Valhöll besitzen, was auf seinen Scheiterhaufen gelegt wird,“ heisst es in der Ynglingasaga[2]). Dieser Glaube muss schon in der vorrömischen Eisenzeit aufgekommen und einer neuen Auffassung vom jenseitigen Leben entsprungen sein. Die Bestattungsbräuche des Bronzealters dagegen stimmen am ehesten zu den viel einfacheren Ideen, die sich in den homerischen Gedichten über den Zustand der abgeschiedenen Seelen wiederspiegeln.



Abb. 30—33. Tongefässe aus Grab 1—3. ¹/₄

[1]) Beltz, Die vorgeschichtl. Altertümer v. Mecklenburg-Schwerin, S. 200.
[2]) S. Müller, Nordische Altertumskunde, I S. 417.

Und doch sind auch sie erst das Ergebnis einer langen Entwicklung. Brandgräber gab es schon während des jüngeren Steinalters in verschiedenen Gegenden, z. B. auch in Schlesien. Aber es scheint, dass die Verbrennung damals nur gelegentlich geübt wurde, teils als zufällige Folge der in den Gräbern angezündeten Opferfeuer, teils als eines unter vielen Mitteln, sich der gefürchteten Wiederkehr des Toten zu erwehren[1]). Der herrschende Brauch war und blieb bis tief ins Bronzealter hinein durchaus die Beerdigung. Welche Umstände alsdann den gründlichen Wechsel herbeigeführt haben, wissen wir nicht. Anzunehmen aber ist, dass ihm eine nicht zu kurze Zwischenzeit voranging, in der das Alte mit dem Neuen um die Herrschaft rang und ein Schwanken der Sitte bemerkbar war. Dorthin wird man die Masseler Gräber zu setzen haben. Es sind Brandbestattungen mit dem Ritual von Körpergräbern. Die Form und Grösse der Gruben, die Beisetzung aller körperlichen Reste, die reichen Beigaben, die grossen Steine, alles das ist alte Tradition. Vom neuen Brauche wurde nur der Vernichtungsakt übernommen. Der vereinzelte Fall, dass die Gebeine teilweise in einem Gefässe gesammelt sind, hat wenig zu bedeuten. Er zeigt nur, dass diese Art der Behandlung nicht unbekannt war.

Für die Altersbestimmung haben wir an den Beigaben genügende Anhaltspunkte. Am wichtigsten ist hierfür die Ösennadel Abb. 13. Ich habe an andrer Stelle[2]) die Chronologie der ostdeutschen Ösennadeln behandelt und festgestellt, dass der vorliegende Typus mit sternförmiger Verzierung in die II. Periode des Bronzealters fällt. Von den damals bekannten Beispielen rührten ein Teil sicher, die übrigen wahrscheinlich aus Körpergräbern her. Hier ist nun zum ersten Male eine solche Nadel in einem Brandgrabe vorgekommen, aber nach dem eben Gesagten bestätigt in diesem Falle die Ausnahme die Regel. Ungefähr gleichaltrig oder etwas jünger sind die Nadeln mit geschwollenem und durchlochtem Halse[3]), denen die beiden Nadeln Abb. 11 und 14 anzureihen sein dürften. Dagegen ist die Nadel Abb. 27 die Vorläuferin eines sehr viel jüngeren Typus mit hochumrandetem Scheibenkopf. Seine eigentliche Blüte fällt nämlich erst in das frühe Eisenalter[4]). Die Urform scheinen Nadeln darzustellen, deren Kopfplatte einen nach unten überragenden Rand aufweist. Derartige Nadeln zählen zu den häufigsten Beigaben in böhmischen Hügelgräbern der II. Periode[5]). Von den Schmucksachen verdienen ausser der kleinen Goldspirale Abb. 26, die halbmondförmigen Zierstücke Abb. 23 und 24 am meisten Beachtung. Die Form ist ganz ungewöhnlich. Das feine Öhr in der Mitte deutet darauf, dass sie an einem Faden oder dünnem Drahte befestigt waren und mit der offenen Seite nach unten herabhingen. Unter den Waffen ist der Dolch ein in den Körpergräbern der II. Periode fast regelmässig auftretendes Ausrüstungsstück[6]). Der schöne

---

[1]) Über die Entstehung der Leichenverbrennung in der jüngeren Steinzeit vgl. meine Abhandlung im Korrespondenzbl. d. Deutsch. anthrop. Ges. 1910 S. 115 ff.

[2]) Prähistorische Zeitschrift I S. 55 ff.

[3]) Vierter Bericht d. Kommission f. prähist. Typenkarten, Zeitschr. f. Ethnol. 1907 S. 801 ff.

[4]) Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, S. 82 Fig. 198.

[5]) Pič, Čechy předhistorické, Svaz. 2 Tab. VII–IX. Vgl. Naue, Die Bronzezeit in Oberbayern Taf. XXIX 11.

[6]) Schlesiens Vorzeit N. F. V S. 11 ff.

steinerne Keulenkopf Abb. 28 hat wohl als Würdeabzeichen gedient, gleich den kristallenen Stabknöpfen aus der II. Schicht von Troja[1]) und den ganz ähnlich geformten orientalischen und ungarischen Bustoganen. Wie man für derartige Schlagwaffen noch lange nach der Einführung der Metalle das altgewohnte Material verwendet hat, so wurden auch die leicht verlierbaren Pfeilspitzen bis in die jüngere Bronzezeit hinein aus Feuerstein gefertigt. Die Masseler Exemplare Abb. 15—17 sind von einer in Schlesien ungewöhnlichen Zierlichkeit und überdies durch die zum Teil erhaltenen Schaftspitzen bemerkenswert. Daneben führte ihr einstiger Besitzer aber auch schon Pfeile mit bronzener Schärfe, die mit einer Tülle versehen waren und auf den Rohrschaft aufgesteckt wurden (Abb. 18, 19).

Die Keramik ist, abgesehen von unbedeutenden Scherben, durch drei Henkelkrüge von wenig charakteristischer Form, Abb. 30—32, und eine äusserst sorgfältig gearbeitete Vase mit zwei Paaren von Schnurösen vertreten, Abb. 33. Die Krüge sind unverkennbar Abkömmlinge der schlauchförmigen Typen aus der frühen Bronzezeit[2]) und leiten über zu den wieder schärfer ausgeprägten Kannenformen der III. Periode. Für die kannelierte Vase besitzen wir in der älteren schlesischen Keramik nichts unmittelbar Vergleichbares. Ihr Aufbau erinnert lebhaft an ein Gefäss aus einem Hügelgrabe mit unverbrannter Leiche bei Eichhofen in der Oberpfalz[3]), dessen Körper aber mit tief eingeschnittenen und weiss ausgefüllten Zickzack- und Wolfszahnbändern verziert war. Die senkrechten Kannelüren finden sich im allgemeinen erst an Gefässen der jüngeren Bronzezeit.

Hiernach kann man die Gräber 1, 2 und 4 mit ziemlicher Sicherheit dem Ende der II. oder dem Anfang der III. Periode zuweisen. Bei Grab 3 erwecken die Scheibennadel und die kannelierte Vase einige Bedenken. Es bleibt abzuwarten, ob die hoffentlich nicht ausbleibende Vermehrung des Vergleichsstoffes ihre Ansetzung in jene alte Zeit bestätigen wird.

Jedenfalls füllt der zweihundert Jahre nach Hermanns Veröffentlichung entdeckte Begräbnisplatz in sehr willkommener Weise eine Lücke in unserem Wissen über die Entwicklung des Totenkultes während des Bronzealters aus. An der Grenze zweier Zeitstufen stehend, zeigt er, wie sich der Übergang zu einer neuen Weltanschauung nur zögernd und im Kampfe mit den überkommenen Bräuchen vollzogen hat.

Hans Seger

---

[1]) Götze, bei Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 385.

[2]) z. B. Schlesiens Vorzeit N. F. II S. 19, Fig. 2 u. 4. Den Masseler Krügen sehr ähnliche Gefässe enthalten die böhmischen Hügelgräber. Vgl. Pič, a. a. O., Tab. V.

[3]) Prähistorische Blätter 1898 Taf. I. Vgl. Pič, a. a. O., Tab. II 18.



Abb. 1. Einbaum aus Frauendorf Kr. Oppeln

EINBÄUME IN SCHLESIEN

Zum Fischfang und zur Überwindung trennender Wasserflächen ist schon in der Urzeit die Tragfähigkeit schwimmenden Holzes benützt worden. Die älteste Form des Bootes sind ausgehöhlte Stämme, die man als Einbäume bezeichnet. Sie sind, wie Funde aus den Schweizer Pfahlbauten beweisen, schon in der jüngeren Steinzeit in ziemlich fortgeschrittener Form vorhanden gewesen. Man muss also daraus auf ein noch viel höheres Alter der Erfindung schliessen. Funde aber, die sich noch weiter zurück ansetzen liessen, hat man bisher entweder noch nicht gemacht oder aus Mangel an Begleitfunden nicht richtig erkannt. Andrerseits erstreckt sich der Gebrauch von Einbäumen bis in die Gegenwart. Für den Verkehr auf einzelnen Schweizer Seen werden sie jetzt noch gebaut, und in Schlesien ist die Erinnerung an Einbäume auf der Oder an manchen Orten ebenfalls noch lebendig.

Wer sich aus der Literatur über Einbaumfunde unterrichten will, ist enttäuscht über die Geringfügigkeit des vorhandenen Stoffes. In den Berichten über die Schweizer Pfahlbauten z. B. ist davon nur beiläufig die Rede. Im Jahre 1900 hat auf Anregung des damaligen Direktors am Berliner Museum für Völkerkunde, Albert Voss, die Deutsche anthropologische Gesellschaft eine Umfrage über alte Schiffstypen veranstaltet, die schätzbare Nachrichten über Einbäume aus alter und neuer Zeit ergeben hat[1]). Auch das Buch von Eduard Krause über vorgeschichtliche Fischereigeräte (Berlin 1904) enthält einiges

[1]) Korrespondenzblatt der Deutschen anthrop. Ges. 1900, S. 124 ff.; 1902 S. 36 ff.; 1903 S. 1 ff.

Material. Für Schlesien gab es bisher überhaupt noch keine Darstellung dieses Gegenstandes. Zu dem hier vorliegenden ersten Versuche sind die Funde der letzten Jahre durch alle erreichbaren Nachrichten aus alter Zeit, vornehmlich aus den Akten des Museums, ergänzt worden.

Die natürliche Anordnung des Stoffes würde die chronologische sein. Doch stellen sich dieser grosse Schwierigkeiten entgegen. Um die Entstehungszeit der Einbäume zu bestimmen, könnte man zunächst von der Oberflächenbehandlung ausgehen. Steinwerkzeuge, sollte man meinen, müssen andre Spuren hinterlassen haben, als solche aus Bronze oder Stahl. Aber in dem langen Zeitraume, während dessen das Holz im Wasser oder feuchten Schlamme gelegen hat, war es einem allmählichen Verkohlungsprozesse ausgesetzt, der die Spuren der benutzten Werkzeuge verwischt hat. Es ist deswegen meist unmöglich, aus der Art der Bearbeitung chronologische Schlussfolgerungen zu ziehen. Allenfalls kann die unmittelbare Nachbarschaft von alten Siedelungsspuren am Ufer einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit für ein gleiches Alter der Fahrzeuge liefern. Solche Fälle liegen vor bei Oswitz, Doberwitz, Koppitz und Bobernig.

Auch die Fundumstände bieten in der Regel keine grössere Sicherheit. Die Aufdeckung erfolgt meistens bei grossen Erdarbeiten. Der hastige Betrieb und die Abwesenheit genügend geschulter Beobachter verhindern fast immer genaue Feststellungen. Begleitfunde werden häufig nicht beachtet. Kommt es doch oft genug vor, dass selbst ganze Einbäume einfach zerhackt werden und als Feuerholz in den Ofen wandern.

Auf eine Anordnung nach der zeitlichen Folge musste daher verzichtet werden. Doch dürfte die gewählte systematische Ordnung nach der Form dafür einen gewissen Ersatz bieten. Denn es ist anzunehmen, dass die höhere technische Entwicklung einem zeitlichen Fortschritt entspricht. Man wird dabei freilich nicht übersehen dürfen, dass niedrigere, also der Annahme nach ältere Formen sehr wohl neben entwickelteren weiter im Gebrauch bleiben konnten. Hierfür bieten die trogähnlichen Schiffsformen ein treffendes Beispiel. Derartige Einbäume sind nicht nur in Schlesien, sondern auch weit über seine Grenzen hinaus häufig in der Erde gefunden worden. Einige sind gewiss schon recht alt. Die Kähne der schlesischen Holzflösser, der Matätschebauern, hatten aber die gleiche Form. Sie wurden am Ende der Fahrt, in Schlesien oder Brandenburg, verkauft, um dann noch lange verwendet zu werden. Auch in England sollen Boote von dieser Form heute noch zu Ausflügen auf dem Wasser sehr beliebt sein.

Als urtümlichste Form dürften die Fahrzeuge anzusehen sein, die durch Aushöhlung eines vollrunden Stammes gewonnen wurden. Sie sollen nachstehend als Einbäume im engsten Wortsinne bezeichnet werden. Zur Herstellung verwendete man ziemlich lange Stücke eines Stammes vom Wurzelhals bis zum Ansatz der ersten starken Äste, wo eine erhebliche Verjüngung beginnt. In diesen Klotz wurde unter Erhaltung je einer, den Schiffsraum an den Enden abschliessenden Wand ein etwa 60 bis 80 cm breiter Schlitz eingearbeitet. Durch die Öffnung wurde das Stamminnere bis auf eine Wandstärke von 8 bis 10 cm ausgehöhlt.

Auf höherer Stufe stehen die Fahrzeuge, zu denen nur der halbe Stamm verwendet worden ist, die Tröge. Zu ihrem Bau muss die Erkenntnis geführt haben, dass grosse Höhe der Borde über der Wasserlinie das Eigengewicht des Schiffes erhöht, dass der tote Schiffsraum zwischen ihnen also die Tragfähigkeit vermindert, ohne von besonderem Nutzen zu sein. Sie ähneln in der Form den zu Wirtschaftszwecken heute noch verwendeten Holztrögen oder Mulden.

Noch vollkommener erscheinen die Fahrzeuge, die vorn und hinten im Längenschnitt und in der Draufsicht sich verjüngende Umrisslinien, wie unsere moderne Schiffsformen, zeigen. Sie haben häufig aus dem Ganzen gearbeitete Querwände, sogenannte Schotten. Die Beispiele dieser Gruppe sollen in den weiteren Ausführungen Kähne genannt werden.

Die höchste technische Stufe endlich stellen Schiffe dar, welche noch ausserdem Ansätze eines Kiels oder sonst entwickeltere Formen aufweisen. Sie sind im Folgenden als Boote aufgeführt.

Überhöhungen der Borde durch aufgeklinkte Planken haben sich an den in Schlesien gefundenen Einbäumen bisher nicht nachweisen lassen.

Bei der Beschreibung der Fahrzeuge kann ich mich kurz fassen, weil alle wesentlichen Einzelheiten aus den masstabgerecht gezeichneten Abbildungen ersichtlich sind. Soweit die Originale noch vorhanden sind, habe ich sie selbst mit möglichster Genauigkeit vermessen. In den anderen Fällen mussten die bei den Akten des Museums befindlichen Zeichnungen und Massangaben als Ersatz dienen.

I. EINBÄUME

Die plumpe Form dieser Fahrzeuge macht es im höchsten Grade wahrscheinlich, dass man mit ihnen nur ruhige Altwässer befahren hat. Höchstens war im Stromlaufe selbst ein vorsichtiges Staaken längs der Ufer möglich. Immerhin aber lag die Möglichkeit vor, durch Belasten des einen Endes das Vorderteil so aus dem Wasser herauszuheben, dass eine ziemlich scharfe Wasserlinie sich ergab, die für die Fortbewegung nicht allzuviel Kraftaufwand erforderte.

Frauendorf Kr. Oppeln

Im November 1909 wurde beim Bau der Schleppzugsschleuse 6 m tief ein aus einem Eichenstamm gefertigter Einbaum gefunden. Er lag ungefähr in der Richtung des Oderlaufes und nur etwa 20 m vom Ufer entfernt. Seine Bergung und Konservierung erfolgte unter der Aufsicht des Herrn Regierungsbaumeisters Adameit. Im folgenden Frühjahr wurde er zu Wasser auf einem Prahm der Strombauverwaltung nach Breslau geschafft und durch die Museumsdirektion vorläufig in einem eigenen Schuppen bei dem Pumpwerk am städtischen Hafen untergebracht.

Seine Länge beträgt 12 m. Die grösste Breite am hinteren Ende misst 1,50 m und die Höhe 1,20 m. Vorn sind diese Abmessungen 0,75 m und 0,95 m. Der Stamm ist wahrscheinlich vor der Bearbeitung von der Rinde befreit, sonst aber aussen unbearbeitet gelassen worden. Die Höhlung folgt der

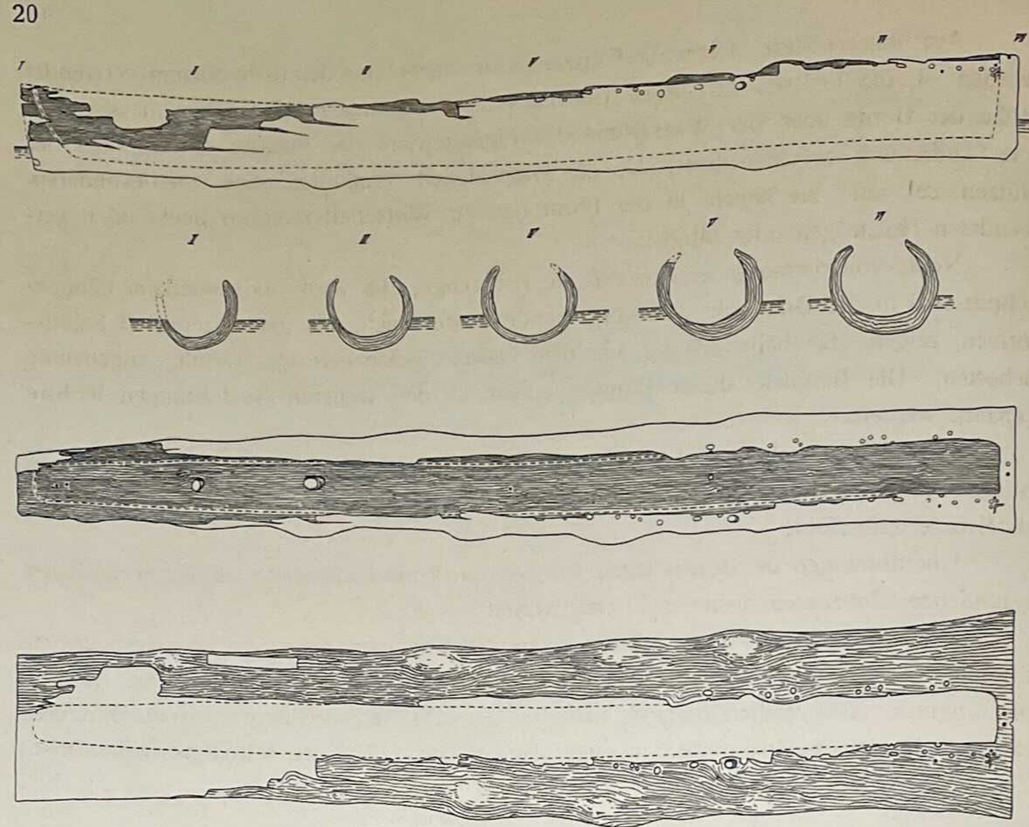


Abb. 2. Einbaum aus Frauendorf. 1:80

Aussenseite so, dass eine ungleichmässige Wandung von 8—12 cm stehen geblieben ist. Das Vorderteil war bei der Auffindung beschädigt worden, liess sich aber aus den erhaltenen Bruchstücken so ergänzen, dass über die Form kein Zweifel möglich ist. Eine Abschrägung am Heck erweckt den Eindruck, als sei sie die Spur eines Kerbs vom Fällen des Stammes. Ausserdem ist hier in der Aussenwand des Spiegels nahe über dieser Abschrägung ein viereckiges Loch von geringer Tiefe scheinbar eingestemmt. Seine Bestimmung ist nicht erkennbar. Vielleicht ist es durch Ausfaulen entstanden. Schliesslich sind in ungleichen Abständen vom Bordrande und von einander an beiden Borden durchgehende Löcher eingelassen, die zum Teil paarweise stehen. Man denkt dabei unwillkürlich an Dollenlöcher. Diese Deutung ist jedoch nach Aussage eines Sachverständigen bestimmt zu verwerfen, da Dollenhölzer bei der geringen Wandstärke nicht den unbedingt nötigen Halt gefunden hätten. Viel eher ist an Pflöcke zu denken zum Anhängen von Netzen, Kleidern oder Jagdbeute. Dagegen können in der oberen, ziemlich starken Dicke des Spiegels die beiden Löcher zur Aufnahme von Dollen gedient haben. In einem steckt noch ein abgebrochener Zapfen. Ein zwischen die eingesteckten Hölzer gelegtes Ruder würde ermöglichen, den Einbaum durch Wriggeln — fischschwanzähnliches Hin- und Herbewegen des Ruderblattes — vorwärts zu treiben. Im Boden finden sich neben zwei grösseren, durch Ausfallen von Astkernen entstandenen Löchern noch vier kleinere, wahrscheinlich gebohrte. Drei davon sind durch Zapfen verschlossen. Sie haben vielleicht zur Bestimmung der Wandstärke gedient, wie es heute noch beim Bau der Schweizer Einbäume geschieht. Dort werden nämlich von den Zimmerleuten in den äusserlich fertig bearbeiteten Klotz von aussen Löcher gebohrt, so tief als die Wandung dick werden soll. Von innen wird dann das übrige Holz mit Äxten, deren Schneiden hackenähnlich gestellt sind, bis an diese Löcher heran weggeschlagen. Die Stärke der Wandung wird im übrigen durch das Gefühl zwischen den gleichzeitig innen und aussen entlang

streichenden Händen bestimmt. Nach Fertigstellung des Einbaums werden die Löcher durch Pflöcke, meist aus Taxusholz, geschlossen.

Die Zeichnung gibt den Einbaum in den Längs- und Querschnitten, sowie in der Draufsicht wieder. Ausserdem ist darunter der bis zur Wasserlinie abgerollte Mantel dargestellt, um die Anordnung der Löcher an den beiden Borden unverkürzt zu zeigen. Die Gesamtansicht zeigt das Bild an der Spitze dieses Aufsatzes. Das Eigengewicht des Einbaumes ist auf 3500 kg berechnet. In der Zeichnung ist die Wasserlinie überall für das unbelastete Schiff eingezeichnet. Bei einer Belastung mit 3000 kg würde der Tiefgang sich um 23 cm vermehren, d. h. der Einbaum würde dann ungefähr zur Hälfte eintauchen.

Welche Werkzeuge bei der Aushöhlung benutzt worden sind, lässt sich wegen der starken Verkohlung der Flächen nicht mit Sicherheit sagen. Die Innenflächen der Wandungen und des Spiegels stossen in einer ziemlich scharfen Linie zusammen. Das würde zunächst auf Metallwerkzeuge schliessen lassen. Doch erscheint nicht ausgeschlossen, dass sich eine solche Form auch durch Auskratzen mit Steinmessern oder ähnlichem erreichen lässt.

Oswitz Kr. Breslau

Im August 1894 wurde ein Einbaum gefunden, über den die Breslauer Zeitung vom 20. August im Mittagblatt Folgendes berichtet:

„Bei dem gegenwärtigen niedrigen Wasserstand wurde in der Oder ein gesunkener Kahn entdeckt und am Sonnabend durch etwa vierzig Arbeiter gehoben. Er ist 13,50 m lang, 1,10 breit und 0,75 m tief, aus einem riesigen Eichenstamm sehr sauber ausgehöhlt und stammt, wie eine an demselben angebrachte Jahreszahl nachweist, aus dem 14. Jahrh. Er liegt am rechten Oderufer hinter dem Welzschen Etablissement an der achten Buhne, von der Dampferhaltestelle „Schwedenschanze" bei Oswitz aus gerechnet."

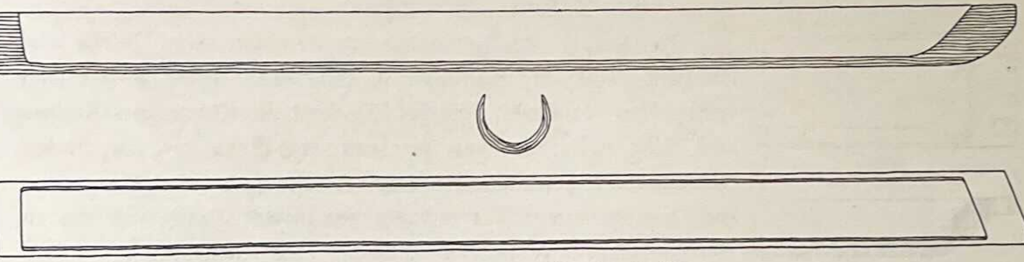


Abb. 3. Einbaum aus Oswitz. 1 : 100

Dieses Fahrzeug ist nicht aufbewahrt worden. Die hier wiedergegebene Zeichnung, welche das Wasserbauamt an das Berliner Museum abgegeben hat, weist eine Länge von 15,60 m bei 1,10 m äusserem Durchmesser und 0,90 m ganzer Höhe nach. Die Stärke der Wandung in der grössten Breite ist 0,10 m und im Boden 0,15 m, so dass die Tiefe des Innenraumes 0,75 m beträgt. Während das hintere Ende senkrecht zur Längsachse abgeschnitten und die Wandung dort 0,40 m stark ist, zeigt das Fahrzeug vorn, von oben gesehen, eine ungewöhnliche Abschrägung und 0,65 m starke Wandung. Die Zeichnung

gibt zwar über die Form und Grösse des Fahrzeuges offenbar genauere Auskunft, als die vorhandenen Beschreibungen, sie erscheint jedoch stark schematisiert. So zeigt sie für den Kahn auf seiner ganzen Länge eine gleichmässige Breite und Höhe, während man schon mit Rücksicht auf den zum Bau verwendeten Stamm eine Abnahme an Breite und Höhe vom Stammende nach dem Wipfel zu voraussetzen muss.

Doch kann man aus allen erhaltenen Nachrichten sicher folgern, dass das Fahrzeug ein echter Einbaum war. Die Jahreszahl 1409 hatte einer der bei der Bergung beteiligten Arbeiter eingeritzt. Derselbe schlechte Scherz ist übrigens bei dem in der Einbaumstrasse in Breslau gefundenen Boot wiederholt worden.

Für das wirkliche Alter des Fahrzeuges besitzen wir keinen anderen Anhalt, als die Nähe der Schwedenschanze. Diese hat schon am Ende der Bronzezeit und während der älteren Eisenzeit als befestigter Wohnplatz gedient, und es wäre wohl denkbar, dass der Einbaum von ihren damaligen Bewohnern herstammt.

II. FAHRTRÖGE

Derartige Fahrzeuge sind, wenngleich selten, heute noch längs der Oder und ihrer Nebenwässer im Gebrauch. Gegen die Mündung hin nehmen sie an Häufigkeit ab. Wie vorher erwähnt, sind sie wahrscheinlich von den polnischen Holzflössern mitgebracht, die sie am Ende ihrer Fahrt an die ansässige Bevölkerung zu verkaufen pflegen. Ob es sich aber um eine spezifisch slavische Fahrzeugform handelt, wage ich nicht zu entscheiden. Die neuzeitlichen Exemplare sind gewöhnlich aus Weichholz (Tanne oder Pappel) hergestellt. Pappelholz gibt auch für Funde insofern einen chronologischen Anhalt, als die Weiss- und Schwarzpappel in Deutschland frühestens zur Römerzeit eingeführt worden ist[1]).

Bobernig Kr. Grünberg

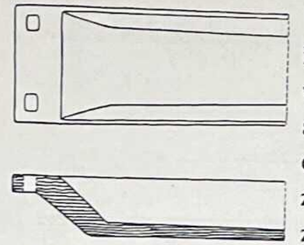


Abb. 4. Bobernig. 1 : 50

Der Besitzer des Fährhauses an der Oder, Herr Dullin, fand im Jahre 1909 bei niedrigem Wasserstande dicht an der jetzt verlassenen Ochelmündung im Flussbett die Reste eines Kahnes aus Eichenholz. Es war nur noch ein Ende und der Boden erhalten. Er wurde von der Gutsverwaltung Deutsch Wartenberg zunächst geborgen. Da er aber sehr unvollständig war und zu zerfallen drohte, verzichtete man auf seine Erhaltung.

Die ganze Länge bei fehlendem Vorderteil betrug immerhin noch 10,50 m, die Breite des erhaltenen Endes 0,88 m und die Tiefe an dieser Stelle 0,44 m. Aus den Resten war erkennbar, dass das Schiff zu den Trögen gehört hat. In Abb. 4 ist die Form des Endes gezeichnet mit zwei, bei dieser Gruppe stets wiederkehrenden, senkrechten Löchern. Sie sind nach dem gegenwärtigen Zustande nahezu rechteckig gezeichnet, waren aber nach Aussage von Augenzeugen bei der Auffindung rund. Derartige Veränderungen durch Abblättern treten immer bei trocknendem Wasserholz ein, wenn es

[1]) Joh. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Strassburg 1905, S. 230.



Abb. 5. Einbaum vom Hatzfeldtweg bei Breslau

nicht durch Tränken mit verharzenden Ölen dagegen geschützt wird. Die ganze Bearbeitung und die Schärfe der Formen lassen auf Herstellung mit Metallwerkzeugen schliessen.

Der Vater des Finders hat wiederholt bei niedrigen Wasserständen in der Oder ähnliche Funde gemacht. Als verbürgt wurden mir noch zwei Kähne von der gleichen Form genannt, die zu Brennholz zerhackt worden sind. Auch das weiter unten aufgeführte Boot von Bobernig hat Dullin gefunden.

Breslau, Hatzfeldtweg

Am 16. Juli 1908 wurde am linken Ufer der alten Oder am Hatzfeldtwege, 600 m oberhalb der Rosentaler Brücke, gegenüber dem neuen Franziskaner-Kloster der Rest eines trogförmigen Kahnes gefunden. Er lag in der Stromrichtung mit den Borden nahe an der Oberfläche. Der vorhandene Rest mass noch 4,42 m in der Länge, war in der Mitte 0,60 m und am Ende 0,50 m breit, bei einer Bodenstärke von 0,10 m. Dem Bruchstück nach zu urteilen, handelte es sich hier ebenfalls um einen Fahrtrog. Wegen des schlechten Erhaltungszustandes wurde auf seine Bergung verzichtet.

Cosel Kr. Cosel

Im April 1887 wurde beim Bau der Vorgrabenbrücke in einer Tiefe von 7,50 m auf sehr grobem Kiese, „wie ihn gegenwärtig die Oder garnicht mehr führen kann“ (Bericht

von Herrn Baurat Wegener), mit dem Boden nach oben gerichtet, ein trogförmiger Kahn aus Eichenholz gefunden. Seine Länge mass 7,34 m, die Breite hinten 0,66, vorn 0,52 m. Am Heck waren zwei, vorn ein Schlitz in den wagrechten Endflächen. Man wird sie als ausgebrochene Löcher ansehen dürfen, die zur Anbringung eines Haltetaues oder zum Tragen über Land gedient haben.

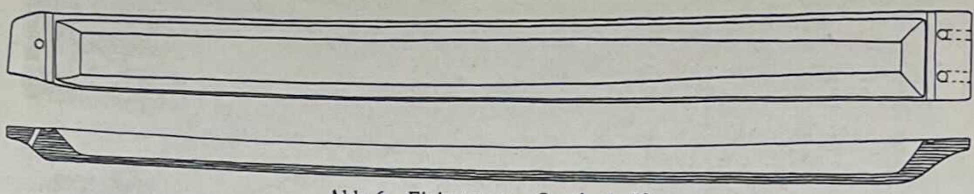


Abb. 6. Einbaum aus Cosel. 1:50

Im Fundbericht wird erwähnt, dass 15 m weiter stromab und 1,50 m tiefer, als der Kahn lag, im groben Kies ein durchbohrter Syenithammer — Form, wie Schles. Vorz. N. F. III S. 20 Fig. 67 — gefunden worden sei. Dieser Umstand lässt sich aber wegen der Unsicherheit der gegenseitigen Beziehungen nicht für Schlüsse auf das Alter des Kahnes verwerten. Vielmehr beweisen die Spuren einiger zu tief geführten Hiebe in der Abschrägung der Unterseite des Hecks, dass der Kahn mit Metalläxten bearbeitet worden ist.

Die Reste des Einbaums werden im Breslauer Museum aufbewahrt. Der Steinhammer ist dem Berliner Museum für Völkerkunde überwiesen worden.

Doberwitz Kr. Glogau

Mitte Juli 1907 wurde 400 m unterhalb des Doberwitzer Fährhauses durch den Bagger der Strombauverwaltung ein trogartiger Einbaum von Eichenholz aus dem Oderbette gehoben. Er war ursprünglich 8 bis 10 m lang, am hinteren Ende 0,82 m, im Boden 0,60 m breit und 0,32 m tief. Die Form glich auffallend dem Einbaum von Bobernig, mit dem sie auch die beiden Löcher am hinteren Bordrande gemeinsam hat. Für die Zeitbestimmung wichtig ist der Umstand, dass in unmittelbarer Nähe der Hebungsstelle am linken Oderufer ein slavischer Burgwall liegt. Wegen des schlechten Erhaltungszustandes wurde von einer Aufbewahrung des Fahrzeuges abgesehen.

Glogau Kr. Glogau

Im Herbst 1906 wurde durch den fiskalischen Bagger ein grosses muldenförmiges Stück Eichenholz gehoben und einstweilen im Hafen aufgestellt. Bei einer Besichtigung hatte der Verfasser den Eindruck, dass das Stück zu einem Fahrzeug gehört haben kann. Ein viereckiges Loch im Boden lässt jedoch seine Verwendung zu technischen Zwecken, z. B. als Mühlgerinne auch nicht als ausgeschlossen erscheinen.

III. KÄHNE

Der Bau dieser Fahrzeuge weist schon feinere Linien auf. Die vielfach bei ihnen auftretenden Schotten erfordern eine grössere Geschicklichkeit in der Holzbearbeitung. Dass

sie einer höheren Entwicklungsstufe entsprechen, beweist auch ihr Weiterbestehen bei der nächsten Gruppe.

Brandschütz Kr. Neumarkt

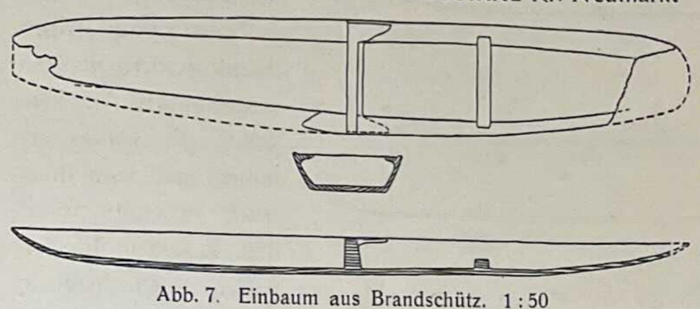


Abb. 7. Einbaum aus Brandschütz. 1:50

Im Februar 1902 wurde im Brandschützer See, einem verlassenen Altwasser der Oder, ein ziemlich stark verwitterter Eichenholzkahn gefunden und von Herrn Rittergutsbesitzer Walter Frey dem Breslauer Museum überwiesen. Er hat jetzt noch 4,90 m Länge und eine grösste Breite von 0,82 m bei 0,50 m Bodenbreite. Die Verschmälerung nach beiden Enden zu deutet auf die Annäherung an neuzeitliche Formen. Die Schotten sind von verschiedener Höhe und dienten wahrscheinlich zur Verstärkung. Besonders wichtig ist das Auftreten deutlicher Spuren der Bearbeitung. Während die Flächen der Schotten mit einem Flachbeile von halbrunder, etwa 8 cm langer Schneide beschlagen sind, ziehen sich senkrecht zur Längsachse über die inneren Schiffswände etwa 7 cm breite, flachrunde Rinnen, zwischen denen niedrige Grate stehen geblieben sind. Man muss annehmen, dass sie durch sehr sorgfältiges Ausschaben entstanden sind. Das dazu benützte Beil hat wahrscheinlich eine quer zum Stiel gestellte bogenförmige Schneide besessen. Dieselbe Art der Flächenbearbeitung beschreibt E. Krause a. a. O. S. 12 bei einem Kahne aus Pollenzig Kr. Krossen. Vielleicht sollte dadurch das Ausgleiten in dem feuchten Schiffe vermieden werden.

Dombrowka Kr. Oppeln

Beim Ausheben eines Wiesengrabens im Jahre 1904 wurde ein Kahn nördlich vom Schlosse unweit des Odertal-Höhenrandes aufgedeckt und durch den Besitzer, Freiherrn von Teichmann und Logischen, geborgen. Der Kahn misst bei 3,90 m Länge in der Mitte 0,70 m obere Breite, ist hinten breit muldenförmig und vorn etwas schmäler und schärfer. In der Mitte ist ein Schott in voller Höhe aus dem Ganzen gearbeitet. Der Boden ist innen und aussen in der Querrichtung vollkommen flach und steigt nach beiden Enden zu an. Das Holz ist weich, wahrscheinlich Pappel.

Der Kahn lag auf einer Seite und so, als ob er an einem schräg sich abböschenden Ufer auf Grund geraten und mit Sand und Schlamm bedeckt worden wäre. Die Form ist entschieden die eines Kahnes, das verwendete weiche Holz deutet auf seine Entstehung in neuerer Zeit. Er wird im Schlosse in Dombrowka aufbewahrt.

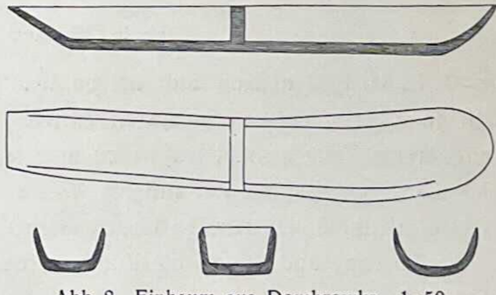


Abb. 8. Einbaum aus Dombrowka. 1:50

Köben Kr. Steinau

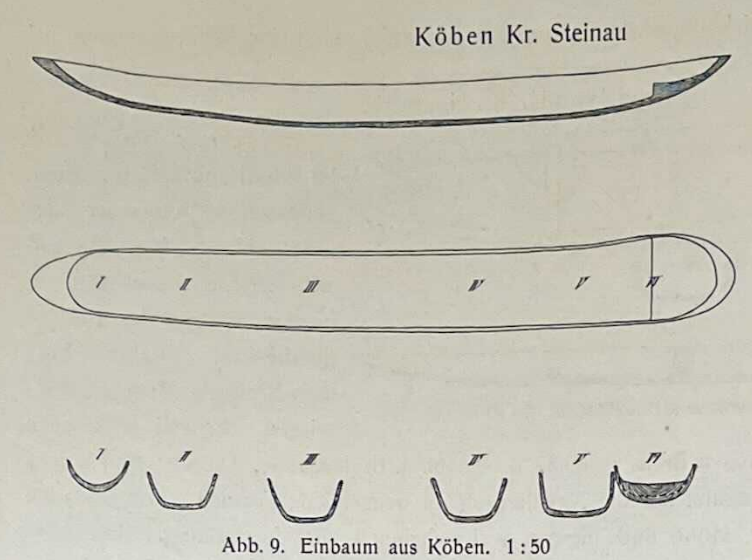


Abb. 9. Einbaum aus Köben. 1 : 50

Im Juni 1900 fand der Schiffer Julius Hahn in Köben an der jetzigen Fähre im Oderbette einen ausgehöhlten Eichenkahn. Er wurde gehoben und vom Breslauer Museum erworben. L. 4,90 m, Br. vorn 0,62, hinten 0,49 m, Tiefe etwa 0,27 m. Im Heck eine sitzartige Stufe. Der Kahn ist ungewöhnlich gut erhalten und hat sogar seine Schwimmfähigkeit bewahrt. Nur die Enden sind etwas beschädigt und in der Abbildung ergänzt worden.

Koppitz Kr. Grottkau

In dem prächtigen Schlosspark des Grafen Schaffgotsch sind die Reste eines Einkahnes aufgestellt, von dem Herr Forstmeister Knapp folgendes berichtet: „Der fragliche Kahn ist vor acht Jahren (1903) beim Ufereinbau in der Neisse im Breitenstücker Forste ca. 5 m tief in einem Kieslager vorgefunden worden. Beim sogen. alten Schlosse, ca. 300 m von dem Fundort entfernt, soll man vor Jahren Hufeisen, Handschellen und Äxte beim Planieren des Wallgrabens gefunden haben. Der Kahn ist aus einem Eichenstamme gezimmert."

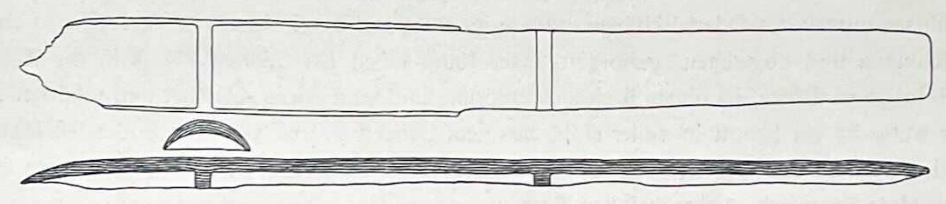


Abb. 10. Einbaum aus Koppitz. 1 : 60

Er ist 8,34 m lang und hat an dem besterhaltenen Schott eine obere Breite von 0,81 m. Nach den vorhandenen Resten scheint er ursprünglich bei grosser Breite nur geringe Tiefe gehabt zu haben und sehr plump gewesen zu sein. Man konnte sich damit gewiss nur auf ruhiges Wasser wagen. Vielleicht ist die alte, ungeregelte Neisse mit ihren Nebenarmen dazu geeigneter gewesen, als heutzutage. Da das Fahrzeug im Freien liegt und gegen die Einflüsse der Witterung nicht gesichert ist, hat es schon stark gelitten.

Neusalz Kr. Freystadt

Am 14. Juli 1911 wurde unweit Neusalz in der Oder bei km 429,3 ein Einbaum gefunden. Herr Dehmel in Neusalz teilte dies noch am selben Tage der Verwaltung des Museums mit. Das Wasserbauamt stellte für die vorliegende Arbeit eine Handskizze zur Verfügung, nach der die folgende Zeichnung gefertigt ist.

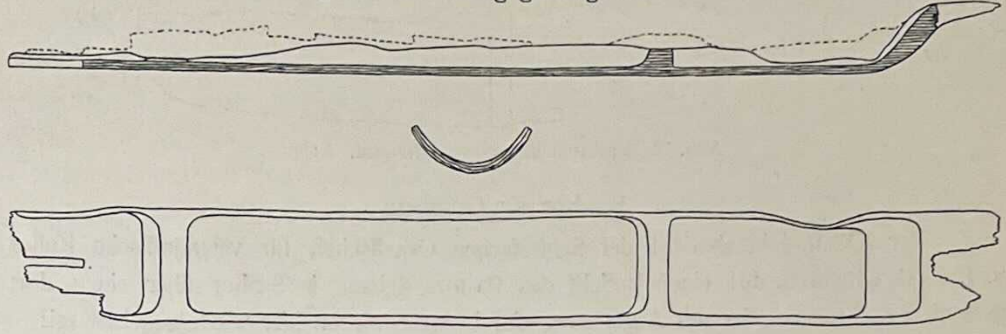


Abb. 11. Einbaum aus Neusalz. 1 : 50.

Nach Auskunft des Wasserbauamtes ist das aus einer Eiche gezimmerte Fahrzeug in sehr schadhaftem Zustande. Das Vorderteil fehlt, das Hinterteil ist höher als die Seitenwände, die nur noch teilweise vorhanden sind. Im Inneren des Einbaumes befinden sich bankartige Erhöhungen und im Vorderteil ein etwa 45 cm langer Schlitz. Das Boot ist jetzt noch 7,70 m lang, 0,80 m breit und 0,25 m tief mit etwa 5 cm starken Wänden. Die Schotten haben, wie bei Brandschütz und Roschowitzwald nicht bis in Bordhöhe gereicht. In jeder der drei durch die Schotten gebildeten Abteilungen findet sich ein von aussen eingestemmtes Loch von etwa 4 zu 5 cm innerer und 5 zu 6 cm äusserer Weite zur Bestimmung der Bodenstärke (s. S. 19). Das erste ist ausgebrochen. Die beiden anderen sind noch durch Pflöcke verschlossen. Über dem mittelsten ist eine dünne Holzschicht teilweise stehen geblieben.

Das Neusalzer Boot wurde dem Verkehrsverein Glogau für sein künftiges Ortsmuseum überlassen. Eine photographische Aufnahme des Bootes an seiner Fundstelle bringt das Oktoberheft der Zeitschrift Schlesien.

Roschowitzwald Kr. Cosel

Dieser Kahn wurde im Sommer 1910 in der Oder bei km 81,5 gefunden und im Coseler Oderhafen aufgestellt. Er ist jetzt dem Museum in Gleiwitz überwiesen worden.

Seine Bordwände sind fast ganz verloren gegangen. Er weist in diesem Zustande noch eine Länge von 6,32 m bei 80 cm grösster Breite auf. Drei Schotten von 18, 15 und 10 cm Stärke und 13, 16 und 18 cm Höhe lassen eine sehr geringe Tiefe vermuten. Hinter dem letzten Schott ist der Boden innen verstärkt stehen geblieben, wie es der Längenschnitt zeigt. Der Kahn ist aus Eichenholz gefertigt und anscheinend von der Rinde befreit worden. Nur in einzelnen Vertiefungen hat man dieselbe zur Erzielung einer ungebrochenen Aussenfläche belassen und nur geglättet.

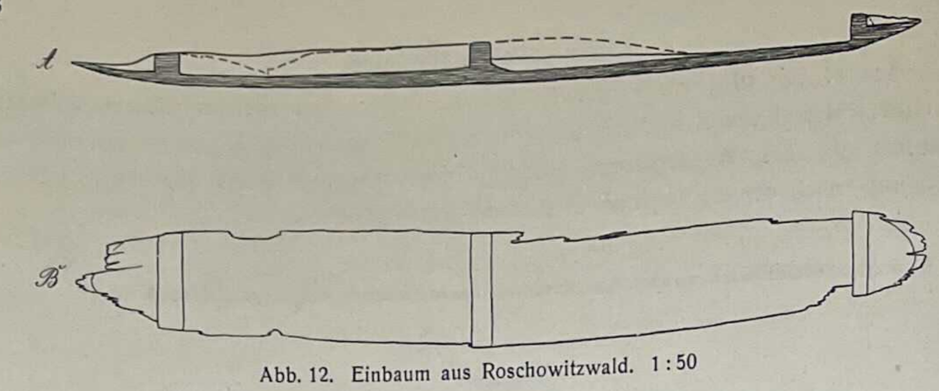


Abb. 12. Einbaum aus Roschowitzwald. 1:50

Saabor Kr. Grünberg

Der XXXII. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur v. J. 1834 enthält S. 46f. einen Bericht des Pastors Schade in Saabor über einen dort gefundenen Einbaum, der mit Auslassung des Unwesentlichen hier wiedergegeben sei:

„Vor mehreren Monaten wurden im Torfmoore bei Saabor in einer Tiefe von 3 Fuss (0,94 m) zwei Kähne gefunden, von denen der kleinere, 12 Fuss (3,765 m) lang, von den Torfgräbern zertrümmert, der grössere aber, 23 Fuss (7,22 m) lang, ziemlich unversehrt herausgefördert ward. . . Was nun den in Rede stehenden Kahn anlangt, so ist er schon seiner Form wegen bemerkenswert. Diese hat nämlich eine auffallende Ähnlichkeit mit den Canots der Eskimos, so wie er auch einigermassen an die Kähne erinnert, die man heute noch im Spreewalde sieht. Unser Kahn besteht aus einem einzigen Baumstamme, dessen Holzart sich zwar nicht mit Bestimmtheit erkennen lässt, doch aber der Eiche am nächsten zu kommen scheint. Die sogenannte Kaffe (Bug oder Heck) des Kahns ist 20 Zoll (0,52 m) lang. Dann fängt der innere Aushieb an, der bis $9^1/_2$ Fuss (2,98 m) beträgt und auf welchem eine Erhöhung von $7^1/_2$ Zoll (0,195 m) geblieben ist. Diese angegebene Länge bildet den halben Baumstamm; die andere Hälfte ist ebenso konstruiert. Die eigentliche Tiefe des Kahns beträgt etwas über 8 Zoll (0,21 m), die Breite in der Mitte 2 Fuss (0,63 m) und die Stärke in der Mitte ist jetzt noch 2 Zoll (0,05 m), nach den Seiten hin schwächer. Der Kahn ist nicht zum Stehen, sondern zum Sitzen eingerichtet. In ihm befand sich eine noch gut erhaltene Urne (Topf ohne Henkel), ganz von der Masse und Form, wie sie in hiesiger Gegend vielfach als sogenannte heidnische Totenurnen gefunden werden; doch trägt er keine Spuren im Innern, die etwa auf seine Verwendung zum Kochen schliessen liessen; wahrscheinlich wurden in ihm nur flüssige Speisen oder Getränke für die Fischer aufbewahrt. Auch lagen im Kahne selbst ausser einem Stückchen von einem Ruder noch einige angebrannte von Holz, welches noch einen ausserordentlich frischen, schönen Glanz hat und vielleicht zum Leuchten in der Nacht gedient haben mag.

Der Kahn steht gegenwärtig in einem Zimmer des obersten Stockwerkes des Schlosses in Saabor. Eine Zeichnung desselben wurde mitgeteilt. Vielleicht findet er bald einen geeigneteren Standort, wo er der atmosphärischen Luft weniger ausgesetzt ist und das Aufblättern und Entrollen der dichten Holzschichten, und somit das allmähliche Zerfallen und Auflösen dieses interessanten Fundes, nicht mehr in dem Masse, wie bisher, beschleunigt wird.“

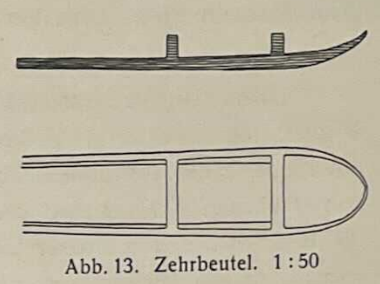
Der Wunsch des Berichterstatters ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Nach den Akten des Landratsamtes Grünberg, betr. Altertümer und Denkmäler war der Kahn noch 1858 vorhanden. Inzwischen aber ist er mit seinen Begleitfunden verschollen. Damit ist die bisher einzige Gelegenheit dahin, Begleitfunde zur Altersbestimmung eines Einbaumes nutzbar zu machen.

Nach der etwas unklaren Beschreibung scheint es, dass der Kahn ein Schott gehabt hat.

Zehrbeutel Kr. Sagan

Über einen im Saganer Museum aufbewahrten Einkahn berichtet dessen Vorsteher, Herr Lehrer Michael:

„Der Einbaum wurde am 30. Juni 1907 beim Ablassen des Wassers in der grossen Tschirne (in Zehrbeutel fliessen die grosse und die kleine Tschirne zusammen) etwa 200 m oberhalb der Mühle in Zehrbeutel gefunden. Das Boot lag etwa 1 m unter dem Wasserspiegel und steckte zum Teil in dem moorigen Ufer. Der hervorstehende Teil wurde bei der Bergung abgebrochen. Am folgenden Tage kam ich nach Zehrbeutel und brachte den Kahn in das hiesige Museum."


Abb. 13. Zehrbeutel. 1 : 50

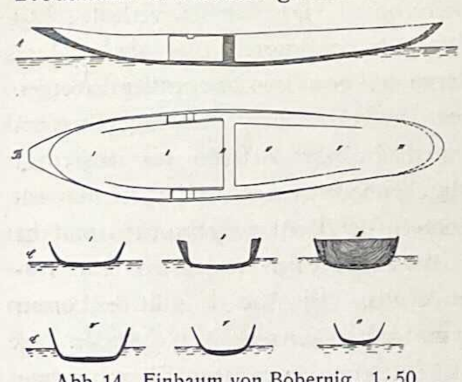
Der Rest ist jetzt noch 2,62 m lang und gegen das Ende zu 0,52 m breit. Die Bauart ist aus der Zeichnung zu ersehen.

IV. BOOTE

Die Ausbildung eines Kiels, der neben der neuzeitlichen Form der Fahrzeuge das vornehmste Kennzeichen dieser Gruppe ist, kann natürlich nur mit der Beschränkung erfolgen, die durch den rohen Klotz vorgeschrieben wird. Es wird sich also im wesentlichen um eine Zuschärfung des Vorderteiles an der Stelle handeln, wo beim heutigen Boote der Kiel liegt, und wo ein gutes Stück des Klotzes beseitigt werden muss.

Bobernig Kr. Grünberg

Im Jahre 1904 fand der Fährmann Dullin in der Oder bei der alten Ochelmündung ein nur 3,12 m langes Boot aus Eichenholz, dessen grösste Breite zwischen den Borden 0,715 m und dessen grösste Tiefe 0,24 m betrug. Es wurde zunächst von dem Spediteur Brodtmann in Neusalz gekauft und von ihm später dem Breslauer Museum geschenkt.


Abb. 14. Einbaum von Bobernig. 1 : 50

Wie aus der nebenstehenden Abbildung hervorgeht, zeigt die Ansicht von oben eine feine, von unseren Segelbooten wenig abweichende Umrisslinie. Auch der Längenschnitt entspricht diesem Eindruck. Die Querschnitte allerdings zeigen, dass es noch flachbodig gebaut ist und noch keine Andeutung eines Kieles hat. Eine auffallende Erscheinung ist die Anbringung von zwei Bordverstärkungen ausser dem Querschott. Sie liegen zwischen den Querschnitten II und III unterhalb einer nur 2 cm hohen, zierlichen Weiterführung der Bordkante. In ihre Oberfläche ist je eine flache Vertiefung eingelassen, die wie die Lager einer querschiffs zu legenden Latte erscheinen. Ob hier ein Sitz gelegen hat,

oder ob irgend eine Einrichtung zur Anbringung von Segeln vorgesehen war, entzieht sich der Beurteilung. Es erscheint auch kaum möglich, dass das Boot gesegelt worden ist, da es aus Mangel an einem Kiel schwerlich steif genug war und nichts für das Vorhandensein eines Schwertes spricht.

Breslau, Gröschelbrücke

„Beim Bau der Unterschleuse, etwa 150 m oberhalb der Gröschelbrücke wurde im August 1895 etwa 30 m südlich der Alten Oder in einer Tiefe von 4,17 m unter der Erdoberfläche ein Boot gefunden. Es lag in Sand gebettet fast wagrecht auf einer Kiesschicht von NW. nach SO. gerichtet, also ungefähr in derselben Richtung, wie die in jener Gegend bei den Erdarbeiten in grosser Zahl aufgedeckten Eichenstämme. Der Bug zeigt ein rundes, etwa 3 cm im Durchmesser haltendes Loch, wohl zur Aufnahme eines Seiles, mit dem das Boot beim Landen am Ufer befestigt wurde." (Nach einem Bericht der Schles. Ztg. v. 23. 8. 1895.)

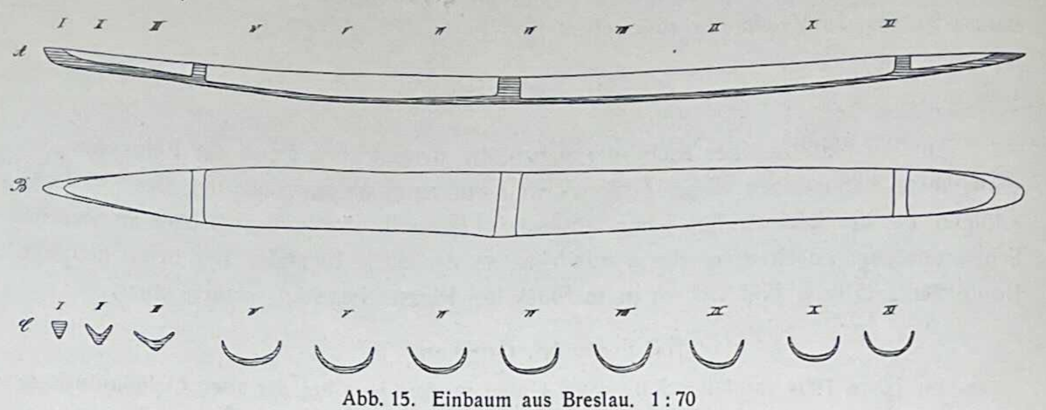


Abb. 15. Einbaum aus Breslau. 1 : 70

Das Boot ist jetzt im Museum aufgestellt. Es besass bei der Aufdeckung eine Länge von etwa 10 m bei 0,70 m grösster Breite und 0,26 m grösster Tiefe. Der innere Raum wird durch drei unregelmässig verteilte Schotten unterbrochen. Das mittelste verläuft schräg zur Längsachse des Bootes. Dies ist wahrscheinlich durch den Knorren eines starken Astes begründet. Der Ast selbst war an der Backbordseite erst beim Bootsbau entfernt worden. Der schräge Fasernverlauf im Inneren bereitete aber der Aushöhlung Schwierigkeiten und verursachte die schiefe Richtung des Schotts. Unterhalb dieser Aststelle war ausserdem der Stamm etwas eingezogen, wie man das häufig beobachten kann. Hier ist nun entweder gleich beim Aushöhlen oder erst beim Gebrauch der Bord ausgebrochen und hat durch eine Planke ausgebessert werden müssen; darauf scheinen wenigstens eine Ausklinkung des Randes und mehrere Pflocklöcher zu deuten. Die Abb. 15 gibt die Formen des Bootes im Längenschnitt A, der Draufsicht B und in den Querschnitten C wieder. Sie zeigt zugleich die trotz der natürlichen Unregelmässigkeiten des verwendeten Eichenstammes ausserordentlich schlanke Form des Bootes, die sich der Form der Rennboote nähert. Die Draufsicht scheint den Umrissen des Hechtes nachgebildet, die auf schnellstes Durch-

schneiden des Wassers berechnet sind. Aber auch der Längenschnitt in Verbindung mit den Querschnitten, die von III nach I ansteigend eine kielähnliche Zuspitzung zeigen, lässt einen grossen Fortschritt der Form erkennen. Zweifellos wird man sie als die höchste Stufe der Vollendung ansehen müssen, die bei der Verwendung ganzer Baumstämme zu Schiffszwecken überhaupt erreichbar war.

Auch auf diesem Boote, das der Einbaumstrasse in Breslau den Namen gegeben hat, hatte eine unnütze Hand die Jahreszahl 1400 in die Aussenseite eingeritzt. Die Inschrift wurde aber sofort als Fälschung erkannt.

Doberwitz Kr. Glogau

Im August 1911 fand der Fährmann Hahn aus Nenkersdorf am Doberwitzer Schlossberge dicht bei der Fundstelle des S. 23 erwähnten Troges hinter einer Buhne ein 3,10 m langes, 0,60 m breites Stück eines eichenen Bootes mit den Resten eines Schotts. Die Abbildung gibt einen Rekonstruktionsversuch. Die Winkel zwischen Schott und Boden waren mit einer Masse gedichtet, die Schwefel enthält.

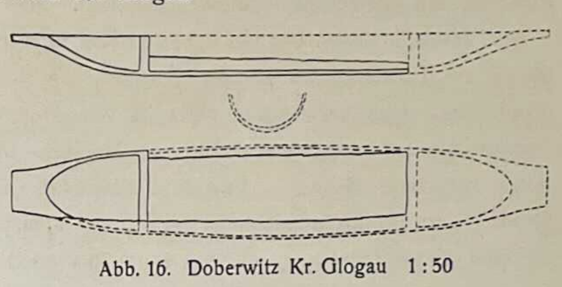


Abb. 16. Doberwitz Kr. Glogau 1 : 50

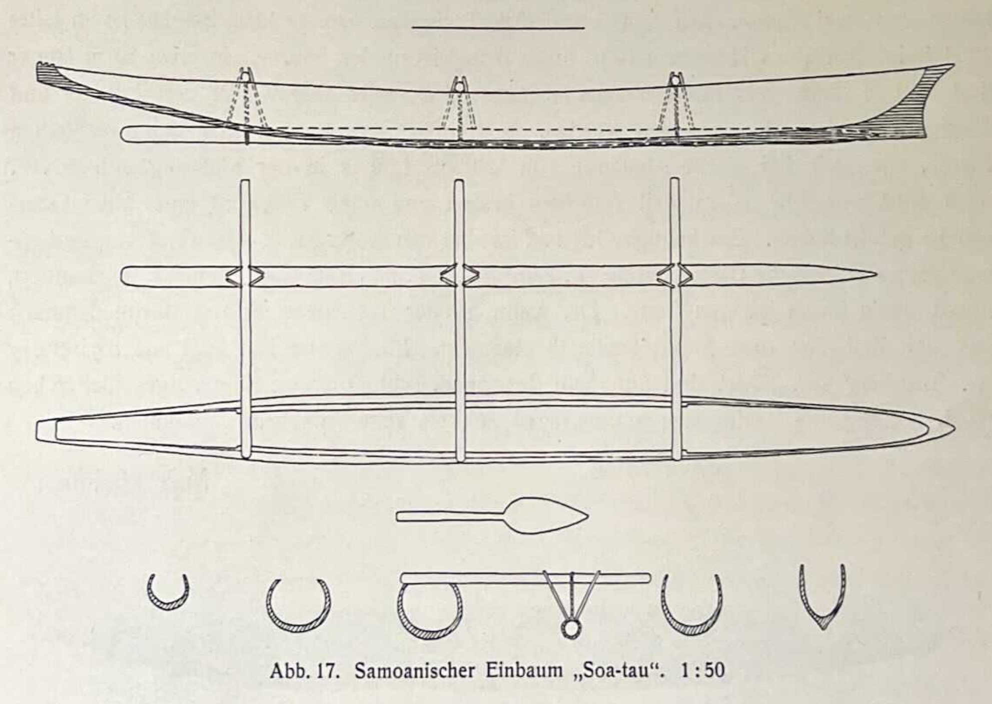


Abb. 17. Samoanischer Einbaum „Soa-tau". 1 : 50

Zum Vergleiche möchte ich ein paar Daten über samoanische Einbäume anfügen, die ich bei dem Besuche der Marquartschen Truppe in Breslau 1910 kennen gelernt habe.

Die Samoaner besitzen Einbäume von zweierlei Art. Die kleinen — Pao-pao — sind etwa 4,75 m lang und nur für einen Mann bestimmt. Sie sind so schmal, dass man nur auf einem über die Bordränder gelegten Brett sitzen kann. Die Füsse müssen wegen der Engigkeit des Raumes voreinander gestellt werden. Natürlich haben die Boote Ausleger, da sie auch auf See benutzt werden und selbst auf stillen Binnengewässern sonst kaum zu gebrauchen wären.

Die grösseren Boote von derselben Form und Bauart — Soa-tau — sind etwa 7 m lang und für eine Bemannung von 3 bis 4 Leuten bei ruhigem Wasser bestimmt. Die Zeichnung gibt ein Bild von ihrer Form, der Befestigung des Ausliegers und von den Paddeln, mit denen sie fortbewegt werden. Hier ist deutlich erkennbar, wie der scharfe Vordersteven in einen ebenso scharfen Kiel übergeht. Letzterer reicht natürlich nur soweit, als es die Rundung des Bootes gestattet, die sich dem zum Bau benutzten Stamme eng anschliesst. Das verwendete Holz ist von ungewöhnlicher Härte. Zu grösseren Unternehmungen auf hoher See, z. B. zum Haifisch- und Bonitofang, werden keine Einbäume, sondern grosse Boote — Vaa-alo — benutzt, die aus Planken zusammengenäht sind, ähnlich den nordgermanischen Booten der späteren Völkerwanderungszeit. So zeigt das Beispiel dieser Insulaner, wie das Bedürfnis nach seetüchtigen Fahrzeugen den Übergang zum Plankenboote herbeiführt.

Dass dieser Schritt schon frühzeitig auch bei uns in Schlesien gemacht worden ist, lehren uns zwei Funde. Auf dem Grundstück Tschepiner Strasse 11 in Breslau ist im Jahre 1904 beim Bau eines Hauses, 1,70 m unter dem Niveau der Strasse, ein etwa 10 m langer und 1,40 m breiter aus Planken zusammengesetzter, leider aber wieder verschütteter und überbauter Eichenkahn gefunden worden. In unmittelbarer Nähe zeigten sich zwei Reihen Pfähle, die sich bei einem Abstande von 1,20 bis 1,50 m in der Richtung von NNW. nach SSO. ungefähr 20 m weit verfolgen liessen und ohne Frage zu einer alten Oderbrücke gehört haben. Der heutige Oderlauf ist aber von dieser Stelle 400 m entfernt, und soweit die geschichtliche Überlieferung zurückreicht, d. h. mindestens seit dem 13. Jahrhundert, fliesst sie in ihrem jetzigen Bette. Der Kahn an der Tschepiner Strasse dürfte demnach aus der Zeit vor dem Mongoleneinfall stammen. Ein zweiter Fall liegt aus Bobernig Kr. Grünberg vor. Dort sind unterhalb des sogen. Schlossberges, einer vorgeschichtlichen Niederlassung, die Reste eines prahmartigen Schiffes zum Vorschein gekommen.

Max Hellmich

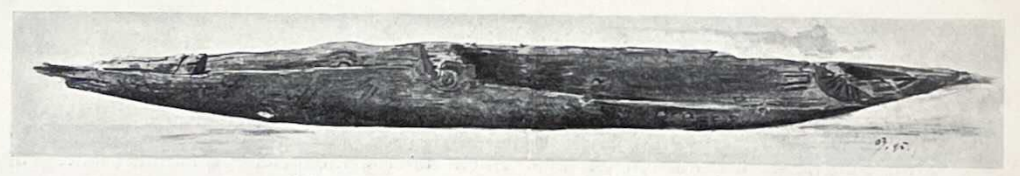


Abb. 18. Einbaum aus Breslau, Gröschelbrücke

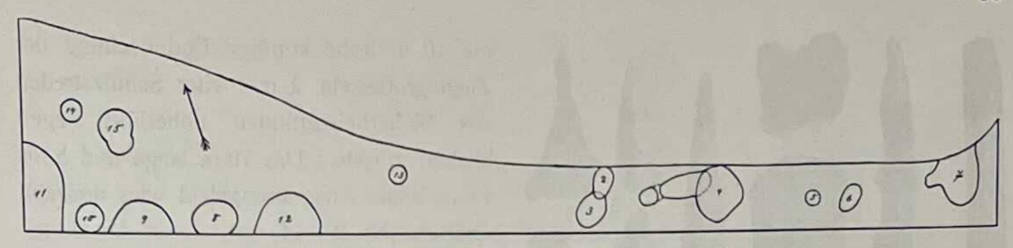


Abb. 1. Planskizze des Ausgrabungsfeldes. 1:500

AUSGRABUNGEN IN OTTITZ BEI RATIBOR

Bei der Kolonie Ottitz, 2,5 km südwestlich von Ratibor, liegt ein Hügelland, welches den Westrand des dort 4 km breiten Odertales bildet und sich bis zu 10 m über die vorgelagerte Flussniederung erhebt. Die Anhöhen bestehen aus fluvioglacialen Sanden und Kiesen, überlagert von einer bis 3 m und darüber mächtigen Lössdecke. Die letztere wird seit einer Reihe von Jahrzehnten als Material zur Ziegelfabrikation abgebaut. Am oberen Rande der Schachtgruben erscheinen nun hier und da mit schwarzem Boden gefüllte Vertiefungen, die sich scharf und deutlich von der gelben Lösswand abheben und allerlei Kulturreste, insbesondere Mengen von Scherben und geschlagenen Feuersteinen enthalten. Das Verdienst, diese Gruben zuerst als Überreste einer steinzeitlichen Ansiedlung erkannt zu haben, gebührt dem 1894 verstorbenen Oberstleutnant a. D. Stöckel in Ratibor. Er hat seine Beobachtungen in ausführlichen Fundberichten niedergelegt und Tausende von Artefakten gesammelt, die er sämtlich dem Breslauer Museum überwies. Veröffentlichungen von seiner Hand enthalten diese Zeitschrift, Bd. III S. 403 und 477ff. (vgl. auch Bd. V S. 26 und 60) und die Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1881 S. 104 und 187ff.

Seit Beginn der neunziger Jahre flossen die Funde spärlicher, weil die Ziegeleien, bis auf eine, ihren Betrieb einstellten. Gelegentlich fanden noch kleinere Untersuchungen statt, so durch Dr. Mertins 1891 und durch Dr. Seger 1903. Bei einer neuerlichen Besichtigung der Fundstelle im Jahre 1909 kam letzterer zu der Ansicht, dass eine systematische Ausgrabung geboten sei. Die Leitung wurde mir übertragen und nachdem Herr Ziegeleibesitzer Rother seine Zustimmung gegeben hatte, begann ich am 7. September mit der Arbeit. Sie dauerte mit einer kurzen Unterbrechung bis zum 6. Oktober und erstreckte sich auf die ganze noch zum Abbau bestimmte Fläche auf der Südseite der Rotherschen Ziegelei. Im folgenden Jahre 1910 schlossen sich daran noch einige Probegrabungen an verschiedenen Stellen des südlich angrenzenden Ackerlandes der Wrzodekschen Erben.

Abbildung 1 zeigt eine Planskizze der Ausgrabung von 1909. Die gebogene Linie bezeichnet den Rand der bereits ausgeschachteten Ziegelgrube, die rechteckige Linie die Grenze des verfügbaren Geländes. Über diese hinauszugehen war unmöglich, weil für

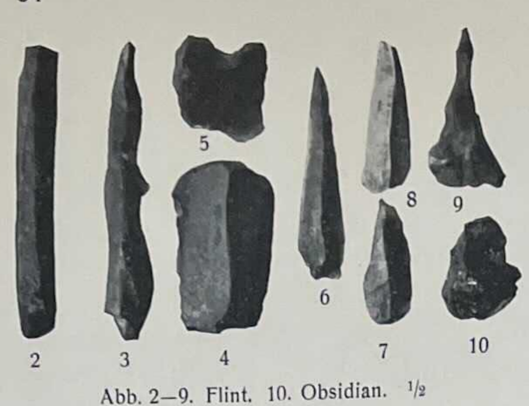


Abb. 2—9. Flint. 10. Obsidian. 1/2

die 10 m hohe künftige Endböschung der Ziegelgrube ein 2 m breiter Schutzstreifen aus Sicherheitsgründen unberührt liegen bleiben musste. Das 70 m lange und 5 bis 13 m breite Ausgrabungsfeld wies dreizehn Gruben (Nr. 2—14) auf, die in Abständen von höchstens 9 m, z. T. aber auch sehr dicht bei einander lagen und in Form und Grösse ausserordentlich verschieden waren. Dementsprechend wird auch ihr Zweck verschieden gewesen sein. Zwei zylindrische Gruben (Nr. 10 und 13) von 2 m Tiefe, die eine 1,20 m, die andre 1,80 m breit, welche an Fundstücken nur drei kleine Scherben und vereinzelte Kohlenteilchen enthielten, mögen als Wasserlöcher gedient haben. Bei Regenfällen konnte man sich überzeugen, dass das Wasser in den festen Lössgruben tagelang stehen blieb. Zwei andere Gruben (Nr. 5 und 14) waren glockenförmig und bei einer Breite von 1,30 m und 1,50 m, 1,20 m und 1,50 m tief. Ihrer Form nach würde man sie am ehesten für Abfallgruben halten, wenn nicht der dürftige Inhalt an Kulturresten dagegen spräche. Die Mehrzahl der Gruben war muldenförmig, rundlich und ihren Abmessungen nach wohl geeignet, als Wohngruben angesehen zu werden. Hierfür sprechen auch die häufig darin verstreut liegenden Reste des Wandbewurfs vom Oberbau der Hütten. In einem Falle (Grube 9) bildeten diese noch eine kompakte Masse von rundlicher Form und 1,40 m Durchmesser. Hier war offenbar, wie man auch in Jordansmühl öfter beobachtet hat, die Hütte abgebrannt und in sich zusammengestürzt. Die einzelnen, meist handtellergrossen Lehmfladen sind auf der einen Seite flach, auf der anderen mit Eindrücken parallel verlaufender runder Holzstäbe von etwa 2 cm Dicke und 10 bis 20 cm Abstand versehen. Die Seite mit den Abdrücken lag in der Regel nach unten gekehrt. Dagegen war von Pfostenlöchern trotz eifrigen Suchens keine Spur zu entdecken.

Die enge Nachbarschaft einzelner Gruben legt die Vermutung nahe, dass sie zu verschiedener Zeit angelegt worden sind. Sicher ist dies bei dem in der Mitte des Streifens gelegenen Grubenkomplex. Hier lag zu oberst eine 1,25 m dicke Kulturschicht, unter welcher sich erst die Gruben 2, 3 und 4 von einander abgrenzen liessen, und zwar war zu erkennen, dass Grube 2 in die damals bereits gefüllte 3 hineingegraben war. Die benachbarte Grube 4 schien einen jener in Stöckels Berichten wiederholt erwähnten grabenförmigen Eingänge zu besitzen. Bei genauerer Betrachtung stellte sich aber heraus, dass der vermeintliche Gang in Wahrheit durch zwei eng benachbarte kleine Gruben gebildet wurde, deren oberer Teil sich in der übergelagerten Kulturschicht verlor.

Wiewohl die Ausbeute an Steinartefakten sich nicht mit derjenigen der früheren Jahre messen kann, so wurden doch auch diesmal wieder zahlreiche Feuersteinsachen ausgegraben. Ausser Rohmaterial und Arbeitsabfall aller Art fanden sich hunderte von

einfachen, scharfkantigen Spänen, die ohne weitere Zurichtung je nach ihrer Grösse und zufälligen Form als Messer, Bohrer, Schaber, Pfeilspitzen usw. dienen konnten (Abb. 2, 3, 5—9). Seltener sind die ringsum sorgfältig zugestutzten Schaber von der Form der Abb. 4. Geschliffene Flintartefakte wurden nicht gefunden. Von Obsidian wurde diesmal nur ein haselnussgrosses, unbearbeitetes Stück in Grube 4 aufgelesen (Abb. 10). Unter den Geräten aus anderem Gestein stehen der Zahl nach an erster Stelle die durchbohrten Äxte. Sie gehören zu dem einfachen Typus der Arbeitsäxte (Abb. 11—13, 16) und sind durchweg zerbrochen. Die Flachbeile mit und ohne Schaftloch haben sämtlich Hackenform (Abb. 14, 15, 17). Von Meisseln wurde nur ein Exemplar gefunden. (Abb. 19.) Als Schleifsteine dienten ein 11,5 cm langes Schieferartefakt, von dem nur die eine Längshälfte erhalten ist (Abb. 18) und ein 39 cm langer, 18 cm breiter und 11,5 cm dicker grauer Quarzit, dessen Seiten durch den Gebrauch leicht ausgehöhlt und spiegelblank poliert sind. (Vgl. Mertins, Wegweiser, Fig. 40.)

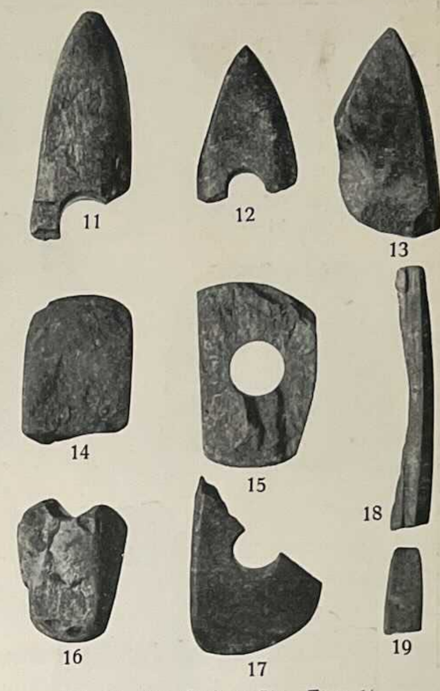


Abb. 11—19. Steingeräte. Etwa 1/3

Auffällig ist das fast völlige Fehlen von Tierknochen. An bearbeiteten Stücken fand sich nur eine 17,8 cm lange halbe Hirschhornhacke. Die bogenförmige Schneide steht senkrecht zur Schaftrichtung (Abb. 20).

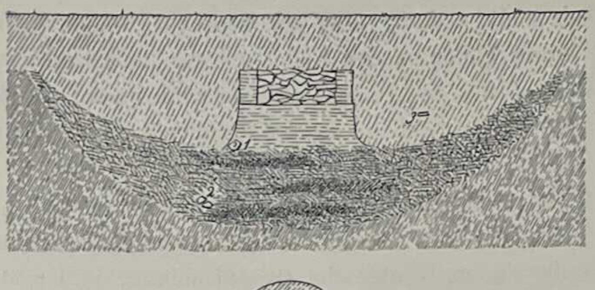
Reichlich vertreten ist, wie gewöhnlich, die Keramik. Neben dem groben Kochgeschirr finden sich mittlere und kleine Gefässe mit gut geglätteter Aussen- und Innenseite. Leider ist das meiste so kleiner Bruch, dass sichere Schlüsse auf die Gefässformen nur selten möglich sind. Man erkennt die bekannten pilzförmigen Schalen mit hohlem Fuss, der hier zuweilen nach Art der sogenannten Räuchervasen mit runden Durchbrechungen versehen ist (Abb. 21, 22, 24), und die kleinen ovalen Wannen mit senkrecht durchbohrter Öse (Abb. 25). Ornamente fehlen so gut wie vollständig. Die gekerbten Leisten der grossen Vorratsgefässe (Abb. 23) sind nur als Verstärkung, die runden Knöpfe an Schalen und Töpfen (Abb. 24, 26) als Handgriffe aufzufassen. Zahlreich fanden sich wieder die sogenannten Reibehenkel, d. s. abgebrochene Henkel mit einem Teil der Gefässwand, deren Bruchkanten allseitig abgeschliffen sind. Möglicherweise hat man sie bei der Töpferei zum Glätten der Tongefässe benutzt. Dass man die Gefässfabrikation an Ort und Stelle betrieben hat, dafür lieferte die Aufdeckung eines Töpferofens den Beweis. (Abb. 32.) In einer muldenförmigen, 1,52 m tiefen runden Grube (No. 8) von 4,10 m Durchmesser war der Boden mit einer in der Mitte 0,60 m dicken, kohle- und humus-



Abb. 20. Hirschhorn. Abb. 21—31. Ton. 20—27 in 1/3, 29—31 in 1/2 nat. Gr.

haltigen Lehmschicht ausgefüllt. Auf dieser Füllung sass ein 0,90 m dicker, 0,30 m hoher runder Block aus reinem Lehm mit ebener Oberfläche. Diese, sowie die Seitenflächen zeigten Brandspuren. Darauf erhob sich ein zweiter Aufbau von gleichem Durchmesser und 0,22 m Höhe, bestehend aus einem 10—15 cm starken Mantel und einer Füllung von flachen und rundlichen Lehmstücken, welche unregelmässig übereinander geschichtet und durch Erddruck verkittet waren. Sowohl der Mantel wie die Füllung waren feuerrot gebrannt. Der übrige Teil der Grube war bis zum Rande mit schwärzlichem Boden ausgefüllt. Meine Vermutung, dass wir hier die Reste eines Töpferofens vor uns hätten und der oberste Teil eine Muffel zum Überdecken der Gefässe vorstelle, wurde durch sogleich angestellte praktische Versuche, bei denen ich mich der sachkundigen Unterstützung des Herrn Rother zu erfreuen hatte, vollauf bestätigt. Es wurde zunächst ein Windgraben ausgeworfen, ein Lehmsockel gebaut, getreu nach neolithischem Brauch Gefässe aus freier Hand geformt und aus Lehm und Ton eine Muffel hergestellt. Nachdem alles gehörig

getrocknet war, setzte man die Gefässe, mit der Muffel überdeckt, auf den Sockel und verschmierte alle Ritze. Alsdann wurde um den Ofen Holz geschichtet und in Brand gesetzt. Hierbei zeigte sich auch der Zweck des Sockels. Ohne einen solchen wäre die Muffel in ihrem unteren Teil weniger intensiv vom Feuer umspielt worden. Eine Brenndauer von zwei und einer halben Stunde und zwei Karrenlasten trockenes Holz genügten, die Muffel zum Glühen zu bringen. Nachdem sie sich langsam abgekühlt hatte und entfernt werden konnte, kamen die Gefässe ziemlich hart gebrannt und von echt steinzeitlichem Aussehen zum Vorschein. Kunstwerke sind es freilich nicht, aber den gewünschten Beweis haben sie erbracht.



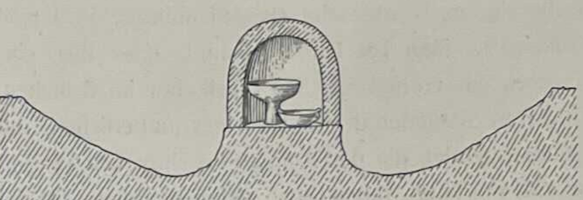


Abb. 32. Durchschnitt und Rekonstruktion des Ofens. 1:50
1. Scherben wie Abb. 26. 2. Zwei Scherben. 3. Zwei Flintspäne

Die Spinnwirtel haben die in der Steinzeit gewöhnliche, flachkonische Form. Einzig in seiner Art ist das Exemplar Abb. 27, bei dem der zylindrische Körper durch einen gekerbten Wulst verstärkt ist.

Ein besonderes Interesse erwecken vier Bruchstücke von kleinen Tonstatuetten. Das relativ vollständigste Exemplar (Abb. 28a, b) wurde 0,80 m tief in der schon erwähnten Kulturschicht über Grube 2 gefunden, dicht neben dem Bruchstück eines Schleifsteins (Abb. 18), dessen andere Hälfte auf der Sohle der Grube lag. Dargestellt ist eine 10,5 cm hohe weibliche Figur. Der Kopf und der untere Teil der Beine sind abgebrochen. Von den Armen sind nur die Stümpfe vorhanden; wahrscheinlich waren sie überhaupt nicht weiter ausgebildet. Der Körper ist beiderseits flach behandelt, nur das Gesäss tritt stärker hervor. Der weibliche Charakter ist durch die aufgesetzten Brüste und eine Andeutung der Vulva markiert. An derselben Stelle, auf der Sohle der Grube 2, fand sich das Fragment Abb. 31. Es ist 11,3 cm lang, stabförmig, nach unten verjüngt und mit einer umgebogenen Spitze versehen. Dass es ein menschliches Bein vorstellt, lehrt der Vergleich mit dem ähnlich, aber viel naturgetreuer gestalteten Bruchstück Abb. 30. Bei ihm hat der Verfertiger wenigstens versucht, die Gliederung von Ober- und Unterschenkel anzudeuten. Das 7,5 cm lange Stück stammt aus einer zerstörten Grube. Dasselbe gilt von dem 7,4 cm hohen Torso Abb. 29, augenscheinlich die untere Partie einer vollständigen Figur, deren Beinstellung nur durch eine trennende Furche wieder gegeben war.

Durch diese Figuren erfährt das Bild der Ottitzer Siedelung, und damit der steinzeitlichen Kultur Schlesiens überhaupt, eine willkommene Bereicherung. Wie Seger in

seiner Abhandlung über die Steinzeit in Schlesien[1]) dargelegt hat, schliessen sich die Ottitzer Funde an den Kulturkreis der donauländischen Bandkeramik an. Unsere Figuren liefern dafür einen neuen Beweis; denn gerade das Auftreten nackter weiblicher Idole gehört zu den wesentlichsten Charakterzügen dieser Kultur. So sind in der neolithischen Station von Butmir bei Sarajewo, die in mancher Hinsicht ähnliche Verhältnisse wie Ottitz aufweist, über hundert derartiger Statuetten gefördert worden. Sehr zahlreich fanden sie sich auch in der gleichalterigen Ansiedlung von Jablanica in Serbien und weiterhin im Norden der Balkanhalbinsel, in Ungarn, Siebenbürgen, der Ukraine und Galizien[2]). Man hat längst erkannt, dass hier ein Zusammenhang mit den ähnlichen Figuren der vormykenischen Inselkultur im östlichen Mittelmeerbecken vorliegt, und dass in diesen Statuetten der Kultus einer mütterlichen Gottheit zum Ausdruck kommt, die alles Leben spendet, die den Feldern Fruchtbarkeit verleiht, die aber als Herrin des Erdbodens, worin die Toten ruhen, auch deren natürliche Gebieterin ist. Die Mythologien fast aller europäischen Völker haben noch dunkle Erinnerungen an diesen uralten Naturdienst bewahrt. So gewähren uns diese Ottitzer Figuren zum ersten Male einen Einblick in das geistige und religiöse Leben der ältesten Bewohner unserer Heimat. Zugleich sind sie neben dem viel jüngeren Bronze-Idol aus Gross-Schottgau (Abb. 33) die einzigen plastischen Darstellungen des Menschen, welche aus der Vorzeit unserer Provinz erhalten sind.

Johannes Richter



Abb. 33. Bronzefigur aus Gross-Schottgau bei Breslau[3]). 2/3

---

[1]) Archiv f. Anthrop. N. F. V. S. 116—141.

[2]) Neuerdings ist auch ein Exemplar aus Sachsen bekannt geworden. Vgl. Deichmüller, Abhandl. d. naturwiss. Ges. Isis i. Dresden 1909 Heft II S. 112, und Prähist. Zeitschr. 1911 Heft 3/4 S. 401.

[3]) Schlesiens Vorzeit VII S. 553.

NEUE ERWERBUNGEN DER PRÄHISTORISCHEN SAMMLUNG

1. ZWEI NEUE SCHLESISCHE BRONZESCHWERTER

Im vorigen Bande dieser Zeitschrift (S. 3ff.) habe ich die in Schlesien gefundenen Bronzeschwerter besprochen. Inzwischen sind zwei neue Funde hinzugekommen, deren Beschreibung hier nachgetragen sei. Leider sind die näheren Umstände der Auffindung in beiden Fällen unbekannt geblieben.

Das eine Schwert ist im Kreise Ratibor, zwischen den Dörfern Schichowitz und Leng, gefunden worden. Dort wurden im Sommer 1909 durch die Königliche Strombau-Verwaltung zum Zwecke der Oderregulierung grosse Erdbewegungen ausgeführt. Hierbei soll einer der Arbeiter das Schwert aus einer Tiefe von angeblich 3 m unter dem Schwemmsande ausgegraben haben. Die eigentliche Fundschicht war von mooriger Beschaffenheit. Zu dieser Angabe stimmt die tiefbraune Patina der Bronze. Von dem Arbeiter erwarb das Schwert ein Wachtmeister, und von diesem wieder kaufte es Herr Realschullehrer Bimler in Beuthen. Durch ihn kam es in das Breslauer Museum.

Es gehört zu demselben Typus, wie das Jägerndorfer Schwert, und ist wie dieses ein ungarisches Importstück aus der vierten Periode des Bronzealters. Die Abweichungen sind so geringfügiger Art, dass sich eine besondere Abbildung erübrigt.

Das Schwert hat eine Gesamtlänge von 52,5 cm; mit der abgebrochenen Spitze würde die Länge etwa 55 cm betragen haben. Die Klinge allein ist 43,5 cm lang und in der Mitte 3,7 cm breit. Sie ist unterhalb des Griffansatzes stark eingezogen, verbreitert sich dann allmählich und wird etwa vom letzten Drittel ab wieder schmäler. Ein breiter, deutlich abgesetzter Mittelrücken flacht sich gegen die Spitze hin ab. Das Heft hat ovalen Querschnitt, einen runden, schalenförmigen Knauf mit Mittelknopf und einen dreiviertelkreisförmigen Ausschnitt an den Flügeln, in welchen die Klinge mit zwei kleinen Nieten befestigt ist. Der Übergang vom Griff zu den Flügeln ist durch einen schwachen Wulst betont, während im übrigen, anders wie bei dem Jägerndorfer Schwerte, keine Wülste angebracht sind. Von Ornamenten sind an der Klinge nur je drei bis vier Parallellinien längs der Schneiden zu bemerken. Die Verzierung des Heftes ist der des Jägerndorfer Schwertes sehr ähnlich. Nur sind die schraffierten Dreiecke durch Kreisbögen, und die Punktreihen durch grade Linien ersetzt. Die Durchbohrung des Knaufes zum Festbinden findet sich auch hier. Der Erhaltungszustand ist schlecht. Die Gusshaut hat sich von dem grössten Teile der Klinge und des Knaufes abgelöst, der letztere ist ausserdem verbogen und arg beschädigt. Nur der Griff zeigt auf der einen Seite eine schöne glatte Moorpatina. An der Abnutzung der Ornamente ist zu erkennen, dass das Schwert lange in Gebrauch gewesen ist.

Grösseres Interesse bietet das andere Schwert (Abb. 1). Es stammt aus dem Nachlass eines alten Arbeiters, der bei einem Goldberger Bauunternehmer als Brunnenmacher angestellt war. Nach Angabe seines Sohnes hat er es irgendwo im Kreise Goldberg beim Brunnengraben gefunden und als Werkzeug zum Holzspalten benutzt. Die Klinge ist von ihm zu diesem Zwecke scharf geschliffen worden. Sie hat dadurch etwas von ihrem ursprünglichen Aussehen eingebüsst; doch ist die Form noch wohl erkennbar und die Erhaltung des Schwertes im ganzen so vortrefflich, wie man es sich nur wünschen kann.

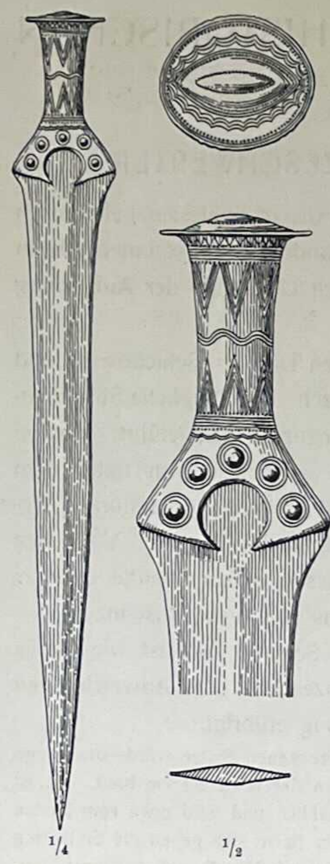


Abb. 1. Bronzeschwert von Goldberg

Die ganze Länge beträgt 49, die der Klinge allein 39 cm. Diese setzt breit an, zieht sich zusammen, schwillt bis zur Mitte wieder an und läuft in eine scharfe schilfblattförmige Spitze aus. Ob die Schneiden, wie es bei dieser Art von Schwertern gewöhnlich der Fall ist, durch Hämmern dünn geschmiedet waren, ist infolge der Neuschärfung nicht mehr zu erkennen. Ihr Querschnitt ist rautenförmig, ein Mittelgrat nicht vorhanden. Heft und Klinge sind in einem Stück gegossen. Durch je fünf im Halbkreis um den Klingenausschnitt gestellte Buckel wird aber eine Verbindung mit Nieten vorgetäuscht. Der auffallend kurze Griff hat spitzovalen Querschnitt. Er verjüngt sich nach unten stark und geht über in die flache trapezförmige Heftplatte, deren Flügel gegen die Klingenmitte schräg abwärts gerichtet sind. Oben endet der Griff in eine ovale Platte mit einem pflaumkernartigen, von einem Grat überragten Knopf. Das Heft ist durch sehr sorgfältig ausgeführte Linienmuster verziert. Auf dem Griffe bemerkt man zwei einander zugekehrte Reihen von spitzen Zacken, gebildet aus je vier konvergierenden Linien. Dazwischen ist ein Wellenband von drei Parallelen angebracht. Den unteren und oberen Abschluss bilden von Punktreihen eingefasste Gruppen von Horizontalen, an welche unten ein girlandenartiges Bogenband, oben eine Zickzacklinie angeschlossen ist. Die falschen Nietköpfe sind mit je drei Ringlinien umgeben. Gleichermassen ist der Knopf mit einer dreifachen Einfassung von Doppellinien, Punktreihen und Bogenbändern versehen. Die Patina ist ein schönes dunkles Grün.

Das Goldberger Schwert stellt einen für Schlesien neuen und auch sonst ausserordentlich seltenen Typus dar. Die dachförmige, gratlose Klinge, der flache, im Querschnitt linsenförmige Griff, der gleichfalls spitzovale Knauf mit der eigentümlichen Doppelerhöhung in der Mitte und vor allem die Verzierung des Heftes weisen auf eine frühe Stufe des Bronzealters hin. Solche aus graden und gewellten Linien, Punktreihen, Bogenbändern und Dreiecken zusammengesetzte Muster begegnen nur bei den ältesten, dem Ausgang der ersten oder dem Beginn der zweiten Periode angehörigen Schwertern mit vollgegossenen Griffen[1]). Sophus Müller hat in einer wichtigen Abhandlung über die Anfänge und erste Entwicklung der Bronzekultur in Dänemark die dortigen Schwerter verwandter Art als italische Importstücke bezeichnet. Er stützt sich dabei auf allgemeine Erwägungen, vornehmlich auf die technische Vollendung der Bronzearbeit, für die zu jener Frühzeit im Norden die Voraussetzungen fehlten. Zweifellos ist auch unser Exemplar aus einer Gegend mit früh entwickelter Bronzeindustrie eingeführt. Wo diese aber zu suchen ist, ob in Oberitalien oder diesseits der Alpen, etwa im östlichen Donaugebiet, das wird solange eine offene Frage sein, bis ein genügendes Vergleichsmaterial aus den südlichen Ländern vorliegen wird.

---

[1]) Vgl. Naue, Die vorrömischen Schwerter, München 1903, S. 43 ff. — Montelius, Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa, Stockholm 1903, S. 32 ff. — S. Müller, Débuts et première évolution de la civilisation du bronze en Danemarck, Mémoires de la société royale des antiquaires du Nord 1908—9, S. 17 u. 38.



Abb. 2. Goldenes Stirnband aus dem Mönchswalde. 1/3

2. DER GOLDFUND AUS DEM MÖNCHSWALDE

Der Kreis Jauer ist in seiner westlichen Hälfte ungemein reich an vorgeschichtlichen Fundplätzen. Fast jedes Dorf am linken Ufer der Wütenden Neisse ist durch Urnenfelder bezeichnet, welche bezeugen, dass diese fruchtbare Ebene schon frühzeitig zur Ansiedlung gelockt und eine stattliche Bevölkerung ernährt hat. Nur das bewaldete Hügelland des Bober-Katzbachgebirges, das mit seinem südöstlichen, im Mittelalter Cholme (die Hügel) benannten Höhenzuge[1]) noch in den Kreis hineinreicht, ist von der Besiedlung freigeblieben, und wir können uns vorstellen, dass dort, wo heute der Wanderer auf wohlgebahnten Pfaden dahinschreitend die landschaftlichen Reize geniesst, einst unwegsames Dickicht den Fuss des Jägers hemmte und vor tieferem Eindringen in den Urwald abschreckte.

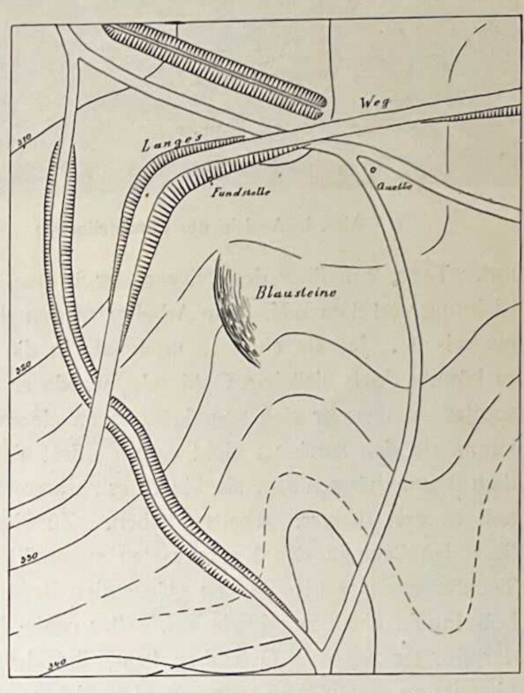


Abb. 3. Karte des Fundorts. 1 : 2000

Den nördlichsten Ausläufer des genannten Höhenzuges nimmt der 380 m hohe Mönchswald ein. Vor der Säkularisation gehörte er dem Kloster Leubus, seitdem ist er königlicher Forst. Der Berg besteht aus Grünschiefergesteinen hohen Alters, deren Verwitterungskruste den Boden unter einer dünnen vegetabilischen Decke mit ihren Trümmern erfüllt, die aber stellenweise auch als malerische Felsgruppen an die Oberfläche emporragen. Eine derartige Gruppe, die sogen. Blausteine, liegt etwa auf der halben Höhe des nördlichen Abhanges, in der Luftlinie ziemlich genau 2 km südlich von der Mitte des Dorfes Seichau, an der Grenze der ehemaligen Jagen 162 und 163[2]). Das Revier wird Christinenhütte genannt. Das Gelände steigt in einem Winkel von 30° und wird von tief eingeschnittenen Schluchten, den Spuren alter, vom Wasser aufgerissener Wald-

[1]) Partsch, Schlesien, I S. 110.

[2]) So auf dem Messtischblatt Nr. 2886 der Landesaufnahme von 1886. Nach der heutigen Bezeichnung liegt die Fundstelle im Jagen 179.



Abb. 4. Ansicht der Fundstelle (+)

wege durchzogen. Im Jahre 1907 wurde dort ein neuer Holzabfuhrweg in west-östlicher Richtung angelegt. Er führt von der Kolonie Buschhäuser nach Willmannsdorf und trägt nach einem früheren Oberförster den Namen „Langes Weg". Grade wo er in einer fast rechtwinkligen Krümmung die Blausteine etwa 40 m unterhalb umzieht, stiessen die Arbeiter im September 1907 beim Ebenen der Böschung auf ein metallenes Band. Es lag 0,45 m unter Tage, 2 m über dem Niveau der Strasse, aufgekantet zwischen zwei Steinen mit der Richtung von S nach N. Die Arbeiter warfen das Band nach kurzer Betrachtung als wertlos beiseite. Ja, als einer es nochmals in die Hand nahm und die Meinung aussprach, es könnte doch vielleicht Gold sein, wurde er von den anderen wegen seiner Torheit verspottet, so dass er sich begnügte, es an einem Zweige zu befestigen. Auch der Förster kümmerte sich zunächst nicht darum. Erst als er es nach einigen Tagen immer noch an dem Baume hängen sah, steckte er es zusammengerollt in den Rucksack. Die Knitterfalten soll es erst dadurch erhalten haben. Zu Hause dachte er nicht mehr daran, sondern liess den Sack in den Kohlenkasten ausschütten. Glücklicherweise bemerkte aber seine Tochter noch rechtzeitig den glänzenden Gegenstand. Sie rettete ihn vor dem Feuer und hob ihn in einer Schublade auf. Hier ruhte der Fund über zwei Jahre, bis eines Tages der Förster auf den Gedanken kam, ihn dem grade anwesenden Oberforstmeister aus Liegnitz zu zeigen. So gelangte er endlich zur Kenntnis der zuständigen Behörden. Nachdem durch den Verfasser seine Bedeutung festgestellt war, entbrannte um seinen Besitz ein heisser Wettbewerb zwischen dem Breslauer und dem Liegnitzer Museum. Wie zu erwarten, entschied der Herr Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten im Einverständnis mit dem Herrn Minister der Landwirtschaft, Domänen und Forsten, dass das goldene Stirnband dem Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer überwiesen werde, da dieses als wissenschaftliche Zentralstelle für

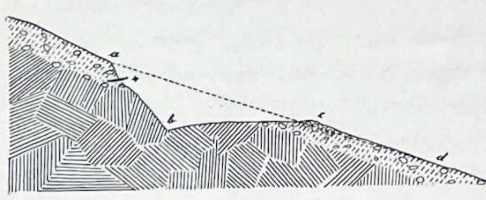


Abb. 5. Profil der Fundstelle. 1:250
ad: ursprünglicher Bergabhang
bc: Schnitt des Strassenkörpers
ab und cd: Strassenböschungen
+ Fundstelle


Abb. 6. Die Blausteine oberhalb der Fundstelle

prähistorische Funde in der Provinz Schlesien anzusehen sei und nach den getroffenen Feststellungen Gegenstände von ähnlichem künstlerischen Charakter und entsprechendem Wert aus derselben historischen Epoche, der das goldene Stirnband angehöre, noch nicht besitze. Zugleich wurde dem Breslauer Museum die Verpflichtung auferlegt, der Liegnitzer Sammlung eine auf seine Kosten herzustellende genaue Kopie des Fundstückes zu überlassen.

Untersuchungen, die ich an der Fundstelle im weiten Umkreise vorgenommen habe, hatten ein völlig negatives Ergebnis. Obwohl die Arbeiter die Stelle genau bezeichnen konnten, wurden nicht nur keine weiteren Funde gemacht, sondern auch nicht die geringsten Spuren entdeckt, die über die Vergrabungsart näheren Aufschluss hätten geben können. Zu bedenken ist dabei freilich, dass durch das Gradehacken der Böschung etwa vorhanden gewesene Anzeichen möglicherweise verwischt worden sind. Welche Beobachtungen sich an die Umgebung des Fundorts knüpften, werden wir am Schluss dieses Aufsatzes noch zu besprechen haben.

Sehen wir uns nun das Schmuckstück etwas genauer an! Es besteht aus einem 44 cm langen, in der Mitte 4 cm breiten, flach-bogenförmig ausgeschnittenen Bande von 0,05 cm starkem Goldblech, dessen abgerundete leicht verjüngte Enden erst in eine schmale Zunge, dann in eine drahtförmig ausgezogene Doppelspirale übergehen. Die ganze Länge beträgt 49,6 cm, das Gewicht 27 g, der Metallwert nach sachverständiger Schätzung 58 Mark. Das Band ist bedeckt mit erhabenen Verzierungen, die von der Innenseite her eingeschlagen und dort im Negativ sichtbar sind. Längs des Randes laufen zwei Zeilen enggestellter kleiner Perlbuckel, in der Mitte eine Reihe von achtzehn vollkommen gleichen Kreisfiguren, nämlich einer Mittelscheibe mit drei konzentrischen Ringen. Den Abschluss der Schmalseiten bilden je zwei Querreihen von Perlbuckeln. Das Band weist mannigfache Beschädigungen auf: es ist zerdrückt und zerknittert, am oberen Rande ist ein dreieckiges Stück ausgebrochen, an beiden Enden eine der Drahtspiralen abgerissen. Der Gesamteindruck hat dadurch kaum gelitten. Es ist ein prächtiger Schmuck, wohl geeignet, das Haupt einer königlichen Frau oder einer Priesterin zu zieren!

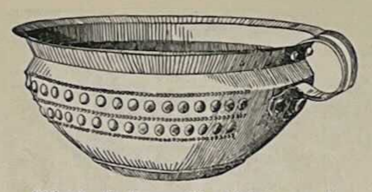


Abb. 7. Seifenau Kr. Goldberg. 2/5

Denn diese Art der Verwendung dürfte nach Form und Grössenverhältnissen die wahrscheinlichste sein. Für einen Gürtel ist das Band zu kurz, für einen Halsschmuck erscheint es wegen seiner Gebrechlichkeit, Höhe und Scharfkantigkeit wenig geeignet. Zum Kopfumfang fehlen zwar auch noch ungefähr 10 cm. Aber Diademe reichen ja in der Regel nicht um den ganzen Kopf herum, sondern werden auf irgend eine Weise am Haar befestigt. Hier mögen die Enden mit einem Stoffbande verknüpft gewesen sein, zu dessen Anbringung die Spiralen einen bequemen Halt gewährten. Einen gleichartigen Abschluss hat z. B. ein bronzenes Diadem aus dem Schatzfunde von Blatnicza, Komitat Turocz[1]), während im übrigen die Form der ungarischen Diademe von dem vorliegenden wesentlich abweicht. Näher kommen ihm die bald als Stirnreife, bald als Halsringe bezeichneten Bronzebänder mit getriebenen Buckel- und Punktverzierungen und meist röhrenförmig eingerollten Enden, die sich sowohl im Umkreise der Hallstattkultur, wie im Norden finden, hier aber vermutlich als eingeführte Handelsware[2]). Ein solches Band lag in einem Grabe des bosnischen Pfahlbaus von Donja Dolina um den Kopf einer reichgeschmückten Frauenleiche[3]). Es ist schwerlich ein Zufall, sondern die Wirkung einer zeitlich begrenzten Mode, dass alle diese Funde ungefähr derselben Stufe, nämlich dem Übergange vom Bronze- zum Eisenalter (erstes Viertel des Jahrtausend v. Chr.) angehören, wogegen in den früheren Perioden Diademe in Mittel- und Nordeuropa anscheinend weniger beliebt gewesen sind[4]).

Auf dieselbe Zeit führt auch die Verzierungsweise. Zur Herstellung der Ornamente haben Punzstäbe gedient, ein kleinerer mit abgerundeter Spitze für die Punktreihen, ein grösserer mit stempelförmiger Unterseite für die konzentrischen Kreise. Punzen der erstgenannten Art werden in Gegenden mit eigener Bronzeindustrie häufig gefunden, so in der bekannten ungarischen Station Velem St. Veit[5]), Stempel für konzentrische Kreise enthielten die Depotfunde von Larnaud[6]) (Jura) und von Přzestawik[7]) in Mähren. Gerade in

[1]) Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn, Taf. XXXIX 1; vgl. Taf. XXXVIII.

[2]) Beltz, Vorgesch. Altertümer von Mecklenburg-Schwerin, S. 254 (mit Literaturangaben). — Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 118 Abb. 200: Bronzeband mit einer dem Mönchswalder fast genau gleichenden Verzierung.

[3]) Wissensch. Mitteil. aus Bosnien u. d. Herzegowina IX S. 85 Taf. II. Vgl. VIII S. 13 und I S. 92, 121.

[4]) In Griechenland fallen in diese Zeit die figural verzierten goldenen Diademe aus den Dipylongräbern bei Athen. Vgl. Perrot u. Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, VII S. 245 ff. — Ein Beispiel eines mykenischen Diadems bietet das von Evans, Journal of Hellenic studies, XIII S. 210, abgebildete Goldband aus dem Schatze von Aegina. Die sogenannten Diademe aus den Schachtgräbern von Mykenä werden ihrer Grösse wegen jetzt für Sarkophagbeschläge angesehen. Aus noch früherer Zeit stammen die silbernen und bronzenen Diademe der Nekropole von El Argar in Südspanien. Vgl. H. u. L. Siret, Le premier âge du métal dans le Sud-Est de l'Espagne, Textband S. 152 u. 157 f.

[5]) v. Miske, Die prähistorische Ansiedlung von Velem St. Vid., I S. 24 Taf. XXIX.

[6]) Mortillet, Musée préhistorique, Pl. LXXVII 832; vgl. Déchelette, Manuel d'archéologie, II S. 188.

[7]) A. Rzehak im Jahrbuch für Altertumskunde I (1907) S. 105 Taf. IV 12.



Abb. 8. Sulau Kr. Militsch. 1/5

der angegebenen Zeit wurde es üblich, die Metallfläche mit eingestanzten Ornamenten zu verzieren. Die in Italien aus der Villanovaperiode vorliegenden und von dort bis nach Skandinavien verbreiteten Bronzegefässe, Schilde, Gürtelbleche und ähnlichen Geräte liefern dafür ein reichhaltiges Material. Anfangs begnügt man sich mit der Anbringung grösserer und kleinerer Buckel, die in wechselnden Reihen geordnet (Abb. 7) oder zu Umrisslinien von Kreisen, Vogelprotomen u. dgl. zusammengestellt werden. Später treten allerlei figürliche Motive, namentlich Wasservögel, Pferde und Rinder, ferner Räder und vor allem konzentrische Kreise hinzu, welche in ständiger Wiederholung den Gefässkörper oder die Ränder der Metallplatten zonenförmig umziehen (Abb. 8). Nach Montelius[1]) entspricht die blosse Buckelverzierung der vierten, die figürliche Ornamentik der fünften Periode des nordischen Bronzealters. Reinecke[2]) setzt jene in die erste, diese in die dritte Stufe der älteren Hallstattperiode, was etwa auf dasselbe herauskommt. In absoluten Zahlen ausgedrückt, würde unser Diadem nach der Chronologie von Montelius zwischen 900 und 700, nach der von Reinecke zwischen 800 und 700 v. Chr. entstanden sein.

Bei einem so einfachen Motiv, wie den Kreisfiguren, scheint die Frage, was sie vorstellen, überflüssig zu sein. Natürlich waren sie zunächst bestimmt, die glatte Metallfläche zu beleben. Allein dieser äusserliche Zweck schliesst eine tiefere, geistige Bedeutung nicht aus, und so gut wie in der orientalischen und mittelalterlichen Kunst Kreuz und Lilie, Lotos und Granatapfelblüte, Löwe und Adler ihre Beliebtheit nicht nur ihrer dekorativen Wirkung, sondern auch ihrem sinnbildlichen Werte verdanken, ebenso gut wird dies bei manchen prähistorischen Ornamenten der Fall gewesen sein. Tatsächlich ist durch eine überwältigende Fülle von Zeugnissen bewiesen, dass die konzentrischen Kreise ein allgemein gebräuchliches Symbol der S o n n e waren[3]). Als solches finden wir sie neben gleichbedeutenden Rädern und Rosetten schon seit der neolithischen Zeit auf Felsskulpturen Skandinaviens, Frankreichs und Grossbritanniens[4]); desgleichen auf steinernen Grabstelen (Abb. 9) vom Anfang des Jahrtausends v. Chr. aus der Gegend von Bologna und Pesaro[5]).

---

[1]) In seiner Abhandlung über die in Schweden gefundenen altitalischen Bronzegefässe, Svenska fornminnesföreningens tidskrift XI S. 86. Er unterscheidet hier eine noch ältere Gruppe von Bronzegefässen, die nur mit kleinen Buckelreihen verziert ist und der dritten Periode angehört.

[2]) Korrespondenzbl. d. Deutsch. anthrop. Ges. 1900 S. 34 f.

[3]) Über den Sonnenkultus der älteren prähistorischen Zeit vgl. im allgemeinen: S. Müller, Solbilledet fra Trundholm, Nordiske Fortidsminder I S. 303 ff. — Déchelette, Le culte du soleil aux temps préhistoriques, Revue archéologique, 4. série XIV. Auszug im Manuel d'archéologie S. 413 ff.

[4]) S. Müller a. a. O. S. 313. — Montelius, Der Orient und Europa, S. 72 ff.

[5]) Montelius, La civilisation primitive en Italie, Textband I S. 365/66.

Das berühmte goldene Sonnenbild von Trundholm und seine Gegenstücke aus Irland (Abb. 10) sind damit bedeckt[1]). Wie man sich die Sonne bei Tage von einem Pferde gezogen dachte, so glaubte man, dass sie des Nachts in einem Boote, von Schwänen

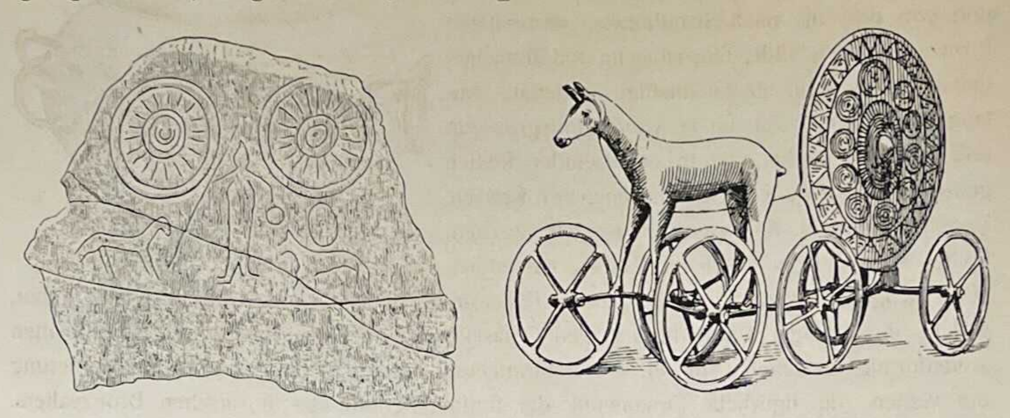


Abb. 9. Steinskulptur aus einem Grabe bei Bologna

Abb. 10. Irischer Sonnenwagen. $^1/_3$

gezogen, zurückkehre. Daher wechseln auf den erwähnten Bronzegefässen und Zierblechen die Kreise mit Pferden und Vögeln, und daher hat man sie auch auf den kleinen goldenen Booten des Votivfundes von Nors in Jütland als einzige Verzierung angebracht[2]). Das funkelnde Gold war überhaupt für die Geräte dieses Kultes der gegebene Stoff. So sparsam es, nach Ausweis der Grabfunde, für den profanen Gebrauch verwendet wurde, so zahlreich sind verhältnismässig die daraus gefertigten Gefässe, deren religiöser Charakter zum Teil durch die Fundumstände, zum Teil durch ihre Form ausser Zweifel gestellt wird[3]). Die meisten tragen als Hauptornament konzentrische Kreise oder von Kreisen umgebene Buckel.

Der Schluss liegt nahe, dass auch unser Diadem als ein heiliges Gerät aufzufassen ist. Das kostbare Material, die Verzierung, und Ort und Art der Vergrabung sprechen durchaus dafür. Einen Schatz, den man nur zeitweilig verbergen und bei günstiger Gelegenheit sich wiederholen will, vergräbt man in der Nähe seiner Wohnung, um den Versteck immer unter Augen zu haben. Hier lag die Stelle stundenweit von jeder menschlichen Behausung entfernt, mitten im Walde, und doch an einer Örtlichkeit, die gewiss nicht aufs Geratewohl gewählt war. Jenes Felsplateau oberhalb der Fundstelle macht den Platz unter tausenden kenntlich, und in unmittelbarer Nähe davon entspringt eine Winter und Sommer hindurch fliessende Quelle. Die ganze Situation ist so, dass die Vermutung nicht allzukühn erscheint, es habe dort vor Zeiten eine Kultstätte bestanden und das goldene Band sei als Weihgeschenk für die Gottheit niedergelegt worden. Dass

[1]) Proceedings of the Society of antiquaries of London, second series XX S. 10 ff.

[2]) S. Müller, Nordische Altertumskunde, I S. 422.

[3]) S. Müller, Nordische Altertumskunde, I S. 385 Taf. II. — Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 139. — Die Altertümer unserer heidn. Vorzeit, I Heft X Taf. 4; III Heft XI Taf. 1. — Zeitschrift f. Ethnol. 1896 S. 92. — Verhandl. d. Berlin. Ges. f. Anthrop. 1890 S. 290 f.

die Verehrung des Tagesgestirns damals auch in Schlesien herrschend war, das bezeugen unter anderem die bemalten Tongefässe in Gräbern der ersten Eisenzeit. Viele von ihnen sind mit einer roten, von Strahlen umgebenen Scheibe und mit dem gleichfalls der Sonne geheiligten Zeichen des Hakenkreuzes versehen[1]).

3. GRABFUNDE DER VÖLKERWANDERUNGSZEIT AUS SÜDRUSSLAND

Solange in Breslau eine Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer besteht, hat man über der Hauptaufgabe, dem Sammeln schlesischer Funde, nicht versäumt, auch die Gelegenheit zur Erlangung guter Vergleichs- und Ergänzungsstücke aus anderen Ländern, wo sie sich bot, zu benutzen. Schon der Begründer der Sammlung, Büsching, hat dazu einen ansehnlichen Grundstock gelegt, indem er besonders bedacht war, norddeutsche und dänische Stein- und Bronzegeräte im Austausch gegen schlesische zu erwerben. Später hat namentlich Wilhelm Grempler auf seinen Reisen im Auslande eifrig gesammelt. Nach der Entdeckung der Sacrauer Funde war sein Lieblingsgebiet die Kunstindustrie der Völkerwanderungszeit. In der richtigen Erkenntnis, dass ihre Anfänge vor allem in den damaligen Wohnsitzen der Ostgoten am Schwarzen Meere zu suchen seien, lenkte er seine Schritte zu Beginn der neunziger Jahre nach der Krim und dem Kaukasus, und war so glücklich, mit einer verhältnismässig geringen Summe eine treffliche Typenfolge zusammenzubringen. Der grösste und wertvollste Teil davon wanderte freilich in das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin. In Breslau blieben nur einige weniger bedeutende Stücke, die keine Vorstellung von der hohen Entwicklung der Edelmetalltechnik und dem eigentümlichen Stil jener frühgermanischen Epoche gaben. Die prächtigsten Beispiele dürften wohl auch erst nachher durch die systematische Ausbeutung grosser Gräberfelder zum Vorschein oder wenigstens in den Handel gekommen sein.

Es war daher gewiss im Sinne Gremplers, dass aus den Einkünften seiner Stiftung 1909 und 1910 einige durch Schönheit und Kostbarkeit der Beigaben ausgezeichnete Grabfunde für unser Museum erworben wurden. Nach Angabe des Vorbesitzers, Herrn Pierre Mavrogordato, stammen fünf davon aus dem Gräberfelde von Gursuff bei Yalta in der Krim und enthalten kleinere Schmucksachen und Toilettengeräte aus Bronze, Silber und Gold, sowie Perlen aus Glas, Bernstein und Koralle. Ein sechster Grabfund entstammt dem in derselben Gegend gelegenen Gräberfelde von Suuk-Su[2]). Dazu gehören die Taf. I 1—4 abgebildeten Gegenstände, nämlich eine grosse und eine kleine silberne Schnalle, ein silberner Armring und ein Schwertknauf aus Bergkristall, der oktogonal geschliffen und mit einem in Gold gefassten rubinroten Stein (Granat?) verziert ist. Ein

---

[1]) Zimmer, Die bemalten Thongefässe Schlesiens, Breslau 1889. — Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, S. 79 Fig. 185.

[2]) A. Götze, Gotische Schnallen, Berlin [1907], S. 13 und 18f.

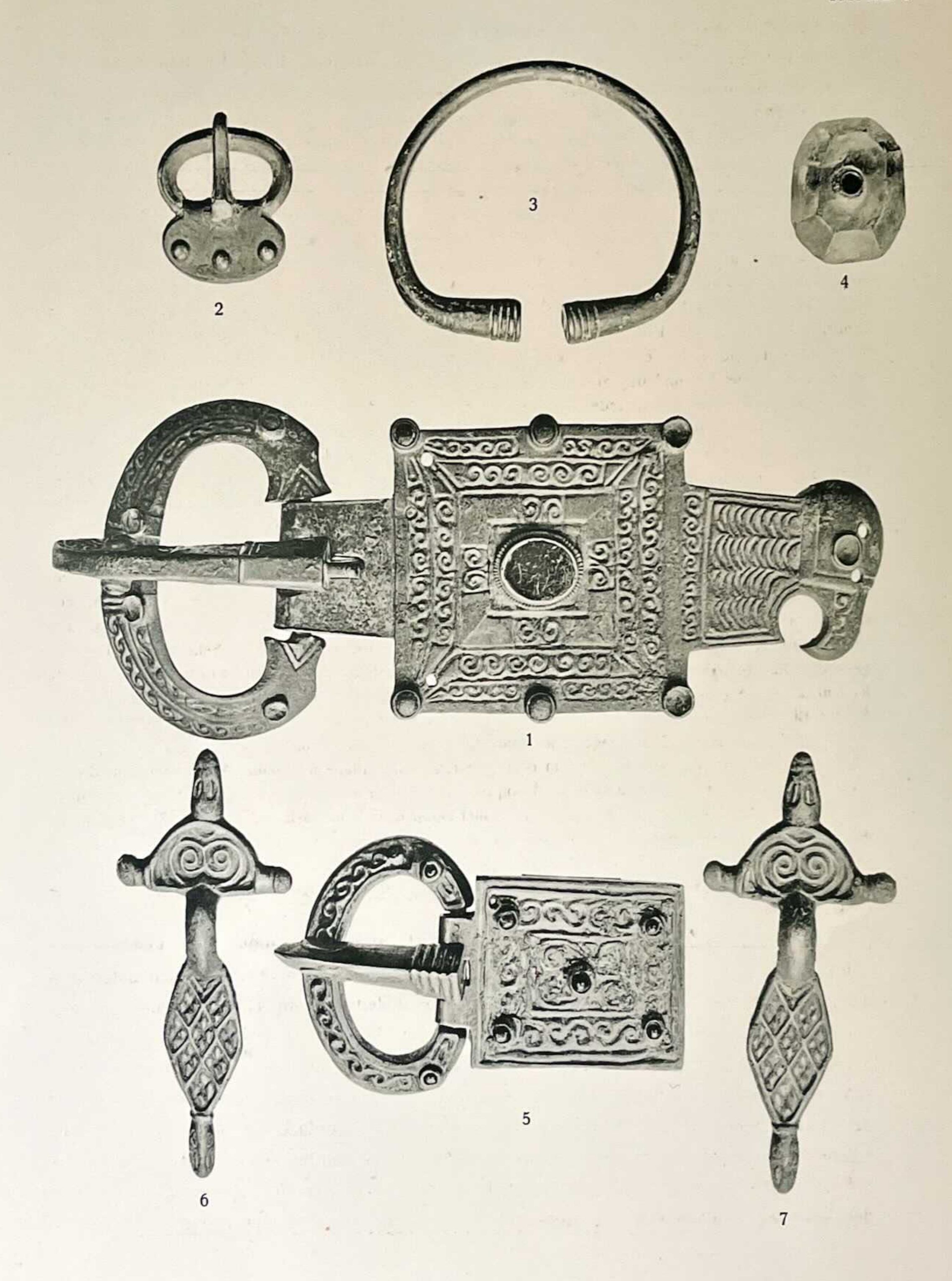
siebenter Fund aus der Nähe von Kertsch umfasste ein Fibelpaar und eine Schnalle aus vergoldetem Silber, Taf. I 5—7, nebst zwei einfachen Bechern aus grünlichem Glase.

Das Hauptstück der ganzen Reihe ist die grosse Schnalle Taf. I 1. Sie ist in kupferhaltigem Silber gegossen und misst 19×7 cm. Die rechteckige Platte ist innerhalb einer rahmenartigen Einteilung durch fortlaufende Spiralschnörkel in Flachrelief verziert. Das Mittelfeld schmückt ein ovaler, flachgeschliffener roter Stein, dessen Fassung auf die Platte aufgenietet ist. Sechs kleinere runde Steine sitzen in angegossenen Zellen an den Langseiten. Aus der hinteren Schmalseite wächst ein Adlerkopf in Seitenansicht hervor. Sein Schnabel bildet mit dem übermässig breiten Halse einen kreisförmigen Ausschnitt. Das Auge wird durch einen Stein, das Halsgefieder durch vertiefte Bogenlinien angedeutet. Auf der Rückseite ist der Rand der Platte und des Adlerkopfes 5 mm hoch aufgekantet. In die Vertiefung ist ein dünnes silbernes Beschlagblech eingenietet, dessen zungenförmige Verlängerung umgeschlagen und mit einem Schlitz versehen ist, um den Bügel und den Dorn hineinzuhängen. Der schräg abgedachte, ovale Bügel ist in ähnlicher Weise, wie die Platte, mit Spiralen, S-Figuren und aufgesetzten Steinen verziert. Die Enden laufen in Tierköpfe aus, die in den Scharnierstift beissen. Der hohle, unten offene Dorn hat die Form eines halben Hufeisens und trapezförmigen Querschnitt. Sein gebogener Teil ist beiderseits mit Spiralen und einem runden Stein, der gerade mit einem liegenden Kreuz verziert. Dazwischen liegt eine ornamentfreie Einsattelung. Eine viereckige Öse mit überstehendem Häkchen am hinteren Ende des Dorns war jedenfalls dazu bestimmt, einem den Verschluss sichernden schmalen Riemen Halt zu geben. Eine solche Sicherung war notwendig, weil der leicht bewegliche, stumpfe Dorn sonst nicht fest genug in den Gürtel eingegriffen hätte. Sie erklärt zugleich, warum das Verbindungsstück zwischen Platte und Bügel nicht ornamentiert ist; es wurde eben durch den herumgewickelten Riemen verdeckt.

Die Schnalle von Kertsch (Taf. I 5) weicht in ihrer Konstruktion von der vorigen insofern ab, als das rückwärtige Beschlagblech mit der Öse für den Bügel nicht an die Platte angenietet, sondern mit ihr in einem Stück gegossen und ausgeschmiedet ist. Die Platte ist mit fünf rubinroten kugeligen Steinen besetzt, zwei weitere Steine dienen als Augen der tierkopfförmigen Bügelenden. Der hohle Dorn hat dreieckigen Querschnitt und zwei halbkreisförmige Vorsprünge an der Biegungstelle. Sein hinteres Ende ist gerippt. Die ornamentale Behandlung der Platte und des Bügels ist der vorigen ähnlich. Die Vorderseite ist vollständig vergoldet, nur der mittlere Teil des Dorns scheint nicht vergoldet gewesen zu sein. L. 9,5, Br. des Bügels 5,6 cm.

Die gleichfalls in Silber gegossenen und vergoldeten beiden Fibeln haben einen gebogenen hohlen Bügel, der unten in eine rauten-, oben in eine halbkreisförmige Platte übergeht. Als Endigungen dienen oben und unten Tierköpfe, zu Seiten der Kopfplatte rundliche Knöpfchen. Die Fussplatte ist mit einem kerbschnitt-ähnlichen Muster, die Kopfplatte mit einer Doppelspirale in Flachrelief verziert. Zur Befestigung der Nadel sind an der Rückseite des Kopfes zwei halbrunde Stege angebracht, durch welche ein kupferner Dorn gesteckt ist. Um diesen ist eine kupferne Drahtspirale mit unterer Sehne gewickelt. Die von ihr ausgehende kurze Nadel ist in den am oberen Ende der Fussplatte angebrachten Nadelhalter eingehakt. L. 9,6, Br. 4 cm.

Die silberne Gürtelschliesse von Suuk-Su ist ein Prachtexemplar jener Gattung von Schnallen, die Götze in seiner vorher angeführten Monographie als spezifisch ostgotisch nachgewiesen hat. Sie gleicht bis auf die Einzelheiten der auf Tafel XI seines Werkes abgebildeten und S. 17f. beschriebenen Schnalle aus Nikopol, ist aber noch besser erhalten. Sonst sind nur noch drei ebenso grosse Exemplare dieser Art bekannt. Charakteristisch sind die grosse viereckige, mit Spiralmustern in Kerbschnittmanier verzierte Platte und der hinten hervorragende Adlerkopf, ferner die schräge Abdachung des Bügels und die eigentümliche Form des Dorns. Dieselben Merkmale kehren bei einer Gruppe italienischer Schnallen aus der Zeit der Gotenherrschaft wieder. Sie fallen dort also in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts. In Russland scheinen sie etwas länger getragen worden zu



Ostgotische Schmucksachen aus Südrussland

sein, denn einige der Gräber von Suuk-Su enthielten Münzen von Justinus (518—527), Justinian dem Grossen (527—565) und Mauritius (597—602). Nach Ausweis der Grabinventare mit ihrer reichen Ausstattung an Schmuck gehörten die Schnallen zur weiblichen Tracht. Eine andere Unterart dieses gotischen Schnallentypus (Götzes Typus A) stellt die vergoldete Gürtelschliesse von Kertsch dar. Die dazu gehörigen Fibeln zeigen eine Form, die auch sonst, sowohl in Südrussland wie in Italien, öfters in Gesellschaft solcher Schnallen angetroffen werden.

Was diesen Arbeiten ein so hohes Interesse verleiht, ist der Umstand, dass sie in gewissem Sinne die Inkunabeln einer echt germanischen Frühkunst darstellen. Zwar sind die Nachklänge antiken Einflusses unverkennbar: die ornamentale Behandlung der Fläche, die Tierköpfe als Ausläufer der Schnallenbügel, die aufgesetzten Steine sind direkt von der spätrömischen Kunstindustrie übernommen. Daneben stossen wir jedoch auf Ansätze einer neuen Entwicklung, die auf eine stärkere Heranziehung des Tiermotivs ausgeht. Noch sind die Köpfe an die Endigungen gebunden, noch verleugnen sie nicht ihre Herkunft von klassischen Vorbildern, noch sind sie scharf und sorgfältig geformt. Aber ihre Häufung an demselben Gegenstande und die willkürliche Art ihrer Verwendung sind vom antiken Kunstempfinden grundverschieden. Entweder fehlt, wie bei den Adlerköpfen an der Gürtelplatte, jeder organische Zusammenhang mit dem Objekt, oder das Motiv wird gleichzeitig zu so gegensätzlichen Funktionen benutzt, wie dem ruhigen Festhalten des Schnallenscharniers und der vorwärts stechenden Bewegung des Dornes. Darin liegen bereits die Keime der eigentlichen Tierornamentik, die ihre volle Ausbildung freilich erst im Norden erhalten und von dort aus zurückflutend die germanische Welt erobern sollte.

Hans Seger



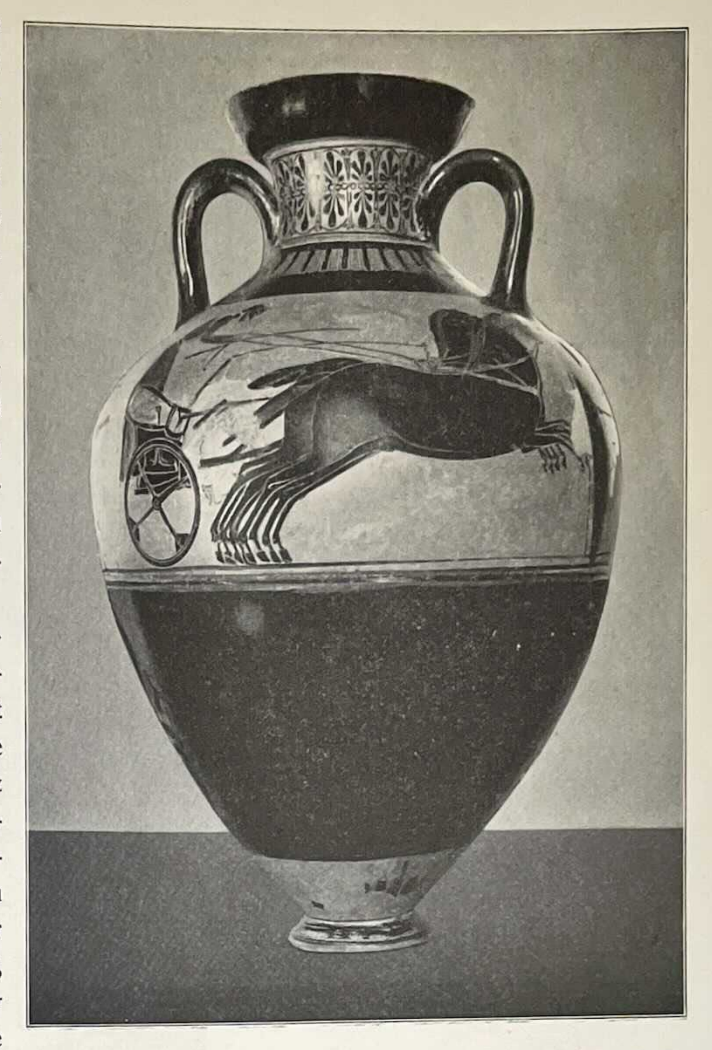
Vorderseite der Panathenäenamphora. Beschreibung S. 50

DIE PANATHENÄENAMPHORA DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

Das Antikenkabinett des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer besitzt ein schönes nnd guterhaltenes Exemplar der berühmten Panathenäenamphoren, das zu jenen Stücken gehört, die, weil mit der Inschrift τῶν Ἀθήνηθεν ἄθλων als dem offiziellen Staatssignum versehen, allein Anspruch auf Echtheit als wirkliche Preisamphoren machen können. Das vor kurzem im Verlage von Teubner, Leipzig und Berlin, 1910, erschienene Buch von G. v. Brauchitsch: „Die Panathenäischen Preisamphoren" gibt eine weitumfassende Zusammenstellung und zugleich wertvolle Forschungen über Form, Technik usw. dieser Vasen (vgl. die Besprechung von Th. O. Achelis, Neue Jahrbücher f. kl. Alt. [1911] XXVII S. 384 ff.). Die Hoffnung, in unserem Exemplar eine jener ungefähr 30 verschollenen Vasen zu finden, hat sich nicht erfüllt: das Schildzeichen Athenas findet sich auf keiner der von Brauchitsch beschriebenen Amphoren.

Die Vase stammt aus Cumä, ist dann, glaubhafter Versicherung nach, in den neapolitanischen Kunsthandel gelangt und durch Vermittelung von Herrn Dr. Pollak im Jahre 1901 in den Besitz des Breslauer Museums. Sie ist bis auf einige Beschädigungen auf der Rückseite sehr gut erhalten und 59,5 cm hoch; ihr Durchmesser beträgt 41 cm. Die Form ist nicht mehr so kurz und gedrungen wie bei den ältesten Exemplaren des Typus. Der Firnis ist hier noch tiefschwarz schillernd; die das Fleisch darstellenden Körperteile sind ins Grauschwarze abgestumpft. Ausser den Farben Rot und Schwarz ist das ins Bläuliche gehende Weinrot verwendet. Auf der Vorderseite (Abb. S. 49) ist sorgfältig das Bild der Athena, auf der Rückseite ein vierspänniger Rennwagen dargestellt. Beide Bilder, die oben am Übergang des Halses bald einsetzen, grenzt ein 1,5 cm breites, dunkelrotes Band nach unten hin ab.

Athena ist in der üblichen Haltung dargestellt: mit Schild und Speer bewaffnet, zwischen zwei Hahnensäulen ausschreitend. Sie trägt einen ärmel- und faltenlosen, gegürteten Peplos, Helm und Ägis. Ihr Antlitz, im allgemeinen noch streng archaisch, lässt doch schon die Weichheit der späteren Zeit erkennen, so in der eine Linie mit der Stirn bildenden Nase und dem edel und weich geformten Kinn. Im mandelförmig gebildeten Auge ist die Pupille durch weisse Farbe deutlich gemacht. Athenas Helm, der, recht kunstvoll gebildet, in seiner auffallenden Grösse mit dem Helmbusch bis tief in das Stabornament hineinragt, hat eine eckige Backenklappe, die unten rechtwinklig vorspringt, einen grösseren, gleichfalls eckigen Nackenschutz, sowie einen Stirnbügel. Der Göttin Haar fällt auf die Ägis, deren Schuppen einfache Haken angeben, und die mit einem Saum mit Zickzacklinien versehen ist. Den Rand bilden kreisförmig sich ineinander ringelnde Schlangen; eine züngelt über die Schulter empor. In das Gewand, das dem geometrischen Stile sich verwandt zeigt, sind zwischen den eingeritzten Hakenkreuzen auch



Kreuzchen in blauer Farbe eingetragen. Das Gewand ist in Kniehöhe durch eine Spiralborte durchschnitten, die auch als Saum den unteren Rand des Kleides abschliesst. Des grossen runden Schildes Zeichen bildet ein sehr naturalistisch gebildeter Kentaur. Kunstvoller Schwung in der Linienführung des Leibes und das vorzügliche Einpassen der parallel laufenden Arm- und Beinbewegungen in den Kreisraum sind hervorzuheben.

Der Schaft der dorischen, ohne Kanelüren gezeichneten Säulen, verjüngt sich leicht nach oben. Schmale Rillen, mit einem Spiralbesatz versehen, bilden den Übergang zum Echinos, der ziemlich niedrig ist und nach oben weit ausladet. In gleicher Breite, nur noch niedriger, sitzt der Abakos auf. Der Hahn hat eine gestreckte Haltung, und durch dunkelrote Farbe sind sein breiter Brustgürtel, der Kamm und die Lappen hervorgehoben. Die übrige Befiederung an Hals, Flügeln und den gespreizten Schwanzfedern ist durch Einritzungen kenntlich gemacht. Senkrecht zur Achse der linken Säule läuft die erwähnte Inschrift in voreuklidischem Alphabet.

Auf Grund des auf der Rückseite dargestellten Wettfahrens eines Viergespannes darf mit vollem Recht angenommen werden, dass unsere Vase ein Siegespreis im Wagenrennen war. Der Wagentypus kann schon ziemlich entwickelt genannt werden. Auf zwei grossen, vierspeichigen Rädern ruht der Wagenkorb, dessen Lehnen vorn sehr niedrig sind, nach hinten aber weit und hoch ausbuchten. Der bärtige Wagenlenker, leicht nach vorn gebeugt, hält in der Rechten das Kentron, in beiden Händen die Zügel. Das Flattern des bis auf die Füsse reichenden Chiton im Winde ist noch nicht ausgeführt. Die Deichsel, schräg aufwärts gehend, trägt einen Pflock, von dem aus eine Metallstange zur Wagenbrüstung

zurückführt. Die Zeichnung der Pferdeleiber ist stark naturalistisch, während die kleinen Köpfe und das einförmige Parallellaufen der Beine an das streng Archaische erinnern.

Nichts Archaisches mehr hat die Dekoration am Vasenhalse an sich: ein Palmettenornament wechselt mit einem in drei Blüten ausgehenden Lotoskreuz; durch beide schlingt sich ein Band ineinandergreifender Ringe. Nach unten setzt sich, durch einen sich nur leicht erhebenden Wulst getrennt, das in schwarzen und blauvioletten Streifen alternierende Stabornament an.

In der älteren Gruppe der Panathenäenvasen scheidet v. Brauchitsch folgende Serien:

Serie I: 560 v. Chr. Der Typus der Vasen steht noch nicht fest.

Serie II: ca. 555—550. Fixierter Typus; die gedrungenen Formen der Athena bleiben; als Halsschmuck sind Palmetten und Lotosknospen verwendet; der Helm wird grösser, hat einen Nackenschutz, aber keine Backenklappen.

Serie III: ca. 545—530. Die eckige Backenklappe tritt auf; der Stirnbug fehlt meist noch; der Helmbusch wird höher, die Zahl der Ägisschlangen grösser; die Schuppen sind mangelhaft ausgebildet. — Hierbei zwei Unterabteilungen:

1) eine Reihe, wo die Backenklappe sehr gross ist und unten ein vorspringendes Ende hat,
2) eine Reihe, wo die Backenklappe kleiner wird, jedoch eckig bleibt, jener untere, vorspringende Teil aber fehlt.

Serie IV: ca. 525—515. Niedrige Mündung des Gefässes; hoher Helmbusch mit rotem Randstrich; abgerundete, dicke Backenklappen; die Ägis sorgsam mit Schuppen verziert; am faltenreichen Peplos eine vertikale Borte mit Mäander- und Spiralmotiven; auf den Schilden meist Tiergestalten und Kampfdarstellungen.

Serie V: ca. 520—510. Schlankere Form, schmalere Bildfelder, Verschwinden der Backenklappe; das schlankere Kapitell der dorischen Säulen; als Schildzeichen stets ein Pegasus.

Serie VI: 515 bis nach 500. Auftreten des Armelchitons.

Wir sehen, dass auf unsere Vase die meisten Merkmale der Serien III 1 und III 2 zutreffen. Als bestes Datierungsmittel für die panathenäischen Vasen diente v. Brauchitsch der Helm. Nach der Form des vorliegenden ist unsere Vase ans Ende jener Gruppe zu setzen, die noch die Backenklappe in eckiger Form, aber nicht mehr so gross zeigt, also die Mitte hält zwischen Serie III 1 und III 2. Indes hat der Helm auch schon den roten Randstrich, der als Charakteristik von Serie IV angeführt wurde. Der Peplos mit seinen Verzierungen weist auf ältere Zeit hin, während das naturalistisch gebildete Schildzeichen den Anschluss an jüngere Zeit verlangt. Wenn man nun beachtet, dass die charakteristischen Merkmale der einzelnen Serien wohl nicht allzustreng voneinander zu scheiden sind, sondern zum Teil nebeneinander gehen, wenn man ferner dem Bestreben, zu archaisieren, genügend Rechnung trägt, wird man wohl unsere Panathenäenamphora in die Zeit von 535—530 zu setzen haben.

C. H. Rother